Bühnenmanuskript.

Das Paradies der Sünderin.

Tragödie in vier Akten

von

Roland Zenegg.

Wien, 1914.
Dramatischer Verlag (Roland Zenegg)
Wien, VII., Neustiftgasse 111/111.



Bühnenmanuskript.

Das Paradies der Sünderin.

Tragödie in vier Akten
von
Roland Zenegg.

❖

Wien, 1914.
Dramatischer Verlag (Roland Zenegg)
Wien, VII., Neustiftgasse 111/III.

Personen:

Dr. Vinzenz, Frauenarzt
Barbara, seine Frau
Therese, Dienstmädchen
Adolf, Beamter
Dorothea, seine Frau
Heinz } deren Kinder
Lia }
Marie, Dienstmädchen.
Erna
Hans } deren Kinderchen
Grete }
Frau Rike
Eine Frauengestalt.

Ort der Handlung: Eine große deutsche Stadt.
Zeit der Handlung: Gegenwart (Winter).

Erster Akt.

Das Ordinationszimmer eines Frauenarztes. In der Hinterwand eine Türe zum Wartezimmer; links neben dieser Türe ein Instrumentenkasten. In der linken hinteren Ecke ein Gasofen. Rechts von der Türe ein Waschtisch mit Gaskochapparaten. In der rechten hinteren Ecke ein Ankleideraum, der durch einen blauen Plüschvorhang abgeschlossen ist; dieser Vorhang ist mit Ringen an einer viertelkreisförmigen Messingstange befestigt. In der linken Seitenwand ein großes Doppelfenster mit weißem Lüstervorhange. Zu beiden Seiten des Fensters Scheinwerfer. Neben dem Fenster ein Operationssessel. In der rechten Seitenwand die Türe zum Vorzimmer. Links vorne ein Schreibtisch, auf dem Bücher, Schriften, eine elektrische Lampe, eine elektrische Glocke und ein Telephonapparat sich befinden. Vor dem Schreibtisch ein bequemer Sessel, neben ihm ein Papierkorb. Rechts vorne ein Divan mit einem blauen Überwurf; neben dem Divan Stühle. Der Fußboden ist mit blauem Linoleum belegt, die Einrichtungsgegenstände sind weiß, die Wände hellblau. In der Mitte der Decke ein Luster mit roten, blauen und weißen Glühlampen. Es ist später Nachmittag; zu Beginn des Aktes ist es noch licht.

Erste Szene.

Frau Rike, Vinzenz; später Therese.

Frau Rike (sitzt in einem Pelzmantel eingehüllt, einen Pelzhut auf dem Kopfe, auf einem der Stühle neben dem Divan. Sie ist gesegneten Leibes): Welches Ergebnis hatte die Untersuchung, Herr Doktor?

Vinzenz (lehnt im weißen Arbeitsmantel am Schreibtische): Ein günstiges, sogar ein recht günstiges!

Frau Rike: Hätte das Ergebnis noch günstiger sein können?

Vinzenz: Nein, gnädige Frau.

Frau Rike: Haben Sie schon jemals bei ähnlichen Untersuchungen ein günstigeres Ergebnis gehabt?

Vinzenz: Niemals, gnädige Frau.

Frau Rike: Dann werde ich nicht lange leiden müssen?

Vinzenz: Länger als einen Tag werden Sie sicher nicht zu leiden haben, gnädige Frau.

Frau Rike: Einen ganzen Tag muß man leiden?

Vinzenz: Ein Tag ist rasch um und diese Schmerzen hat man schon vergessen, ehe sie noch recht zu Ende sind. Der erste Schrei des Kindes übertönt alles auf der Welt.

Frau Rike: Ich freue mich unsagbar auf mein Kind.

Vinzenz: Für eine Frau gibt es keine größere Stunde als die Stunde der Geburt ihres ersten Kindes.

Frau Rike: Herr Doktor, warum gönnen Sie Ihrer Frau diese Freude nicht?

Vinzenz: Meine Frau hat kein Talent zu einer Mutter.

Frau Rike: Herr Doktor, ich glaube eher, Sie haben kein Talent zu einem Vater.

Vinzenz: Wahrscheinlich habe ich es wirklich nicht. Was würde es mir auch nützen, ich müßte es doch brach liegen lassen.

Frau Rike: Habe ich Talent zu einer Mutter?

Vinzenz: Soweit ich Sie kenne, gnädige Frau, glaube ich die Frage bejahen zu können.

Frau Rike: Sie kennen mich gründlich, Herr Doktor! Sie werden sich auch noch erinnern, daß mir die Puppen das liebste Spielzeug waren und daß ich einmal im fünfzehnten Lebensjahre von jungen, ausgelassenen Herren überrascht worden bin, wie ich liebevoll meine alten Puppen musterte.

Vinzenz: Ich selbst habe die Herren damals angeführt.

Frau Rike: Herr Doktor, Sie waren Zeit ihres Lebens ein arger Bösewicht.

Vinzenz: Und Sie nicht minder, gnädige Frau. Sie waren ja trotz Ihrer Puppen fast beständig in Bubengesellschaft und haben die höchsten Bäume erklettert. Sie waren wirklich ein gesundes Kind.

Frau Rike: Daher dürfte auch mein Kind gesund werden?

Vinzenz: Wenn Ihr Herr Gemahl als auch der mütterliche und väterliche Stamm vollkommen gesund waren, gewiß!

Frau Rike: Mein Mann ist von einem gesünderen Stamme als ich, weil seine Eltern und sogar seine Großeltern noch leben, während ich nur mehr die Mutter habe.

Vinzenz: Sehen Sie, gnädige Frau, mit allen Kleinigkeiten sind Sie zu mir gekommen, aber davon, daß Sie einen Bräutigam haben, haben Sie mir nie etwas erzählt.

Frau Rike: Auf gewisse Geheimnisse hat selbst der Onkel Doktor kein Recht. Wenn der Bräutigam naht, büßen alle Onkel ihr Ansehen vollständig ein.

Vinzenz: Die Jugend siegt immer!

Frau Rike: Ich bin nur neugierig, wen ich lieber haben werde, meinen Mann oder mein Erstgeborenes.

Vinzenz: Warum soll es Ihrem Manne anders ergehen, wie es mir alle Tage ergeht! Die Jugend siegt immer.

Frau Rike: Sie müssen es wissen, Herr Doktor, denn Sie haben einstmals viel gesiegt.

Vinzenz: Da ich noch jung und dumm war.

Frau Rike: Sie waren auch stets sehr siegesbewußt und diese Schwäche hat Ihnen manchen Ärger bereitet.

Vinzenz: Aber gnädige Frau, woher diese Wissenschaft? Sie waren doch ein Kind, als ich jung war.

Frau Rike: Kinder beobachten viel genauer als Erwachsene. Alle meine Schulgefährtinnen haben Sie gekannt und mancherlei von Ihnen zu erzählen gewußt. Ich könnte

Ihnen sogar ein Geheimnis enthüllen, Herr Doktor, wenn ich wollte.

Vinzenz: Bitte, gnädige Frau, wollen Sie doch!

Frau Rike: Hören Sie nur gut zu! Es war einmal ein junger Mann, der an jedem der sieben Tage einer längstvergangenen Woche im Hüonwäldchen auf etwas Wunderbares gewartet hat.

Vinzenz: Ja, ich war einmal der Mann, der sieben Briefe voll rätselhaften Inhalts bekam.

Frau Rike: Die Schreiberin bat jedesmal in wilder Verzweiflung um eine einzige Zwiesprache im Hüonwäldchen und jedesmal erschien der junge Mann im Hüonwäldchen und harrte vergebens der geheimnisvollen Unbekannten.

Vinzenz: Sie kennen die Unbekannte, gnädige Frau? Ich habe oft an sie gedacht, ich denke jetzt öfter an sie als damals. Wer war die Unbekannte?

Frau Rike: Die Unbekannte war die ganze Mädchenschule.

Vinzenz: Abscheuliches Volk! So eine verderbte Gesellschaft!

Frau Rike: Ich habe in meinem ganzen Leben nicht mehr soviel gelacht wie damals, als ich den jungen Mann im Hüonwäldchen warten sah.

Vinzenz: Und ich quälte mich Tag für Tag mit demselben jammervollen Schreiben, das immer mit der Frage schloß, ob ich denn noch immer nicht das arme Geschöpf erkenne, das ich zu erlösen berufen sei. Es trage schwere Fesseln und könne mir kein Zeichen geben. Wenn ich es nicht selbst erkenne, müsse es elend zugrunde gehen.

Frau Rike: Es hat uns auch genug Mühe gekostet, den Brief aufzusetzen. Jeden Tag hat eine andere den Brief schreiben müssen.

Vinzenz: Warum bin gerade ich das Opfer Ihrer Bosheit geworden?

Frau Rike: Weil Sie so boshaft waren, meine Puppen zu mißachten. Sie haben mich dem Gespötte der jungen

Herren ausgeliefert und ich habe Sie dafür dem Gespötte der jungen Mädchen preisgegeben. — Damit habe ich alles gebeichtet; jetzt habe ich nichts mehr auf dem Herzen.

Vinzenz: Gebeichtet?

Frau Rike: Ja, gebeichtet! Ich fühlte, daß es doch unrecht war, mit Ihnen solch loses Spiel zu treiben und ich wollte alles sühnen, ehe ich mein erstes Kind erblickte.

Vinzenz: Unrecht war es sicher nicht, recht aber auch nicht; es wäre besser gewesen, wenn ich gründlicher genarrt worden wäre. Man siegt viel und vernichtet viel.

Frau Rike: Bis die Siegerin kommt, die Einzige, deren Macht so groß ist, daß man sich Ihr ohne Kampf ergibt.

Vinzenz: Wie wunderbar alles erscheint, was man nicht zu enträtseln weiß!

Frau Rike: Das Wunderbarste ist doch das eigene Kind; es verdoppelt das Leben. Man lebt gleichsam zwei Leben, das Leben des Kindes und sein eigenes. Herr Doktor, ich freue mich auf mein Kind und doch fürchte ich dessen Ankunft.

Vinzenz: Millionen von Frauen haben schon die Niederkunft ertragen und Millionen werden sie noch ertragen. Was alle ertragen können, sollten Sie nicht ertragen können, gnädige Frau?

Frau Rike: Ich habe manchmal solche Angst, daß mir der kalte Schweiß auf die Stirne tritt. Ich beruhige mich aber sogleich wieder mit dem Gedanken, daß Sie, Herr Doktor, mir beistehen werden. Werden Sie auch sicherlich kommen, wenn ich Sie rufe?

Vinzenz: Ich komme.

Frau Rike: Wird es Ihnen aber auch möglich sein, zu mir zu kommen?

Vinzenz: Ich werde es immer möglich machen.

Frau Rike: Wenn Sie aber weit fort sind?

Vinzenz: Ich gehe um diese Zeit nicht weit fort, weil ich gewärtig sein muß, daß Sie mich rufen, gnädige Frau.

Frau Rike: Wenn Sie aber zu einer Kranken gerufen werden?

Vinzenz: Dann werde ich einen Kollegen ersuchen, mich zu vertreten.

Frau Rike: Wenn ....

Vinzenz: Keine Sorge, gnädige Frau, ich komme.

Frau Rike: Es wäre ein schwerer Schlag für mich, wenn ich Ihrer Hilfe entraten müßte. Zu einem anderen Arzte habe ich kein Vertrauen und zu einer Ärztin schon gar nicht.

Vinzenz: Schon gar nicht?

Frau Rike: Wenn die Ärztin selbst Kinder hätte, würde mein Mißtrauen vielleicht geringer sein. Doch solange die Ärztinnen unvermählt bleiben, will ich nichts von ihnen wissen. Überhaupt vertraut eine Frau nur sehr selten einer Frau. Aber, Herr Doktor, Sie kommen doch gewiß?

Vinzenz: Gnädige Frau, ich kann nichts anderes sagen, als daß ich komme.

Therese (stürzt äußerst ungestüm vom Wartezimmer in das Zimmer und macht sich beim Waschtisch zu schaffen).

Frau Rike: Sie kommen, Herr Doktor! Dann kann ich ruhig gehen. Leben Sie wohl, Herr Doktor!

Vinzenz: Auf frohes, baldiges Wiedersehen, gnädige Frau!

Frau Rike (geht durch die Türe rechts fort).

Zweite Szene.

Vinzenz, Therese.

Vinzenz: Welche Freude es mir bereitet, wenn die Menschen mir vertrauen! Vertrauen ist eine jener Herrlichkeiten, die nicht gegen Bargeld in jedem Laden zu haben sind. Ahnen Sie, Therese, welch beseligendes Gefühl es ist, das Vertrauen eines Menschen zu besitzen?

Therese (trocken): Ja, Herr Doktor!

Vinzenz: Alles, was nicht gegen Bargeld zu haben ist, ist schön; aber das Vertrauen ist die Krone aller Herrlichkeiten. Nur das Vertrauen erhebt, nur durch das Vertrauen wird man zum wahren König.

Therese (noch trockener): Ja, Herr Doktor!

Vinzenz: Wenn Frau Rike mich ruft, komme ich zu ihr. Wer mir vertraut, soll nicht enttäuscht werden. Ich komme zu ihr und sollte ich mich mühselig, mit Aufbietung meiner letzten Kraft hinschleppen müssen. Wenn ich nicht mehr die Kraft habe, zu ihr zu gehen, habe ich auch nicht mehr die Kraft zum Leben.

Therese (mechanisch): Ja, Herr Doktor!

Vinzenz: Immer und ewig dieses eintönige Ja! Wissen Sie sonst gar nichts zu sagen?

Therese: Nein, Herr Doktor! Ich rede möglichst wenig, weil ich fürchte, ich könnte etwas Dummes sagen.

Vinzenz: Sie fürchten, Sie könnten mehr sagen, als Sie sagen wollen. Ihr Zurückhalten beginnt schon auffällig zu werden.

Therese: Herr Doktor, ich höre jeden Tag die Damen über so viele Dinge reden, von denen ich nichts verstehe, daß ich es gar nicht mehr wage, den Mund aufzumachen.

Vinzenz: Zwischen Ihren trockenen Antworten und Ihrem Benehmen herrscht ein eigentümlicher Gegensatz. Sie scheinen krank zu sein, Therese!

Therese: Nein, nein, Herr Doktor, ich bin vollkommen gesund.

Vinzenz: Sie können sich auch täuschen, Therese; ich werde Sie zur Vorsicht einmal gründlich untersuchen. Es wäre eine Schande für mich, wenn Sie vor meinen Augen von einer Krankheit befallen würden, die ich hätte abwehren können.

Therese: Herr Doktor, ich bin vollkommen gesund und lasse mich daher nicht untersuchen.

Vinzenz: Frisch und gesund sehen Sie nicht aus. Zum mindesten scheinen Sie sehr nervös geworden zu sein. Wie oft Sie nur während der Untersuchungen ohne jede Notwendigkeit in das Zimmer kommen, um sogleich wieder zu gehen!

Therese: Ich habe immer Sorge, Herr Doktor könnten meiner bedürfen und wenn ich daran denke, beeile ich mich so sehr, daß mein Eintreten als ungestüm empfunden werden kann.

Vinzenz: Beim Auskleiden und Ankleiden müssen Sie den Damen behilflich sein, aber während der Untersuchung ist mir ihre Gegenwart nicht erwünscht. Die Damen schämen sich, wenn Sie zugegen sind, mir die Wahrheit zu sagen und ich laufe Gefahr, eine unrichtige Diagnose zu stellen.

Therese: Herr Doktor, ich kann doch nicht wissen, wann die Untersuchung zu Ende ist.

Vinzenz: Machen Sie sich nur deswegen keine Sorge. Ich werde Ihnen schon klingeln, wenn ich Ihrer bedarf. Die Mädchen, die vor Ihnen in meinen Diensten standen, waren bei den Untersuchungen nie zugegen.

Therese: Herr Doktor haben anfangs meine Gegenwart geduldet und darum habe ich geglaubt, es wäre meine Pflicht, hier zu bleiben.

Vinzenz: Ich habe anfangs Ihre Gegenwart übersehen. — Wie Sie nur hereinstürzen! Die Damen erschrecken, ja ich selbst erschrecke. Sie scheinen die Selbstbeherrschung vollständig verloren zu haben.

Therese: Herr Doktor, ich werde mir alle Mühe geben, Ihre Zufriedenheit wieder zu erwerben.

Vinzenz: Noch etwas ist mir in der letzten Zeit aufgefallen. — Wer übernimmt denn die Briefe, die für mich eintreffen?

Therese: Ich, Herr Doktor.

Vinzenz: Dann können Sie mir vielleicht auch sagen,

wie so es kommt, daß seit einiger Zeit alle Briefe wertvolleren Inhaltes immer während meiner Abwesenheit eintreffen?

Therese: Herr Doktor, ich übernehme die Briefe vom Briefträger und lege sie so, wie ich sie erhalte, auf den Schreibtisch. Mich trifft gewiß keine Schuld, schon deshalb nicht, weil ich es von außen den Briefen nicht ansehen kann, ob ihr Inhalt wertvoll ist oder nicht.

Vinzenz: Plötzlich können Sie reden! Wie merkwürdig!

Therese: Ich ertrage ja gern jedes Unrecht, solange ich es ertragen kann, aber schließlich wird es auch mir zu viel. Selbst der Wurm bäumt sich auf, wenn er getreten wird.

Vinzenz: Ich habe gar nicht gesagt, daß Sie schuld sind; ich habe Sie nur um Aufklärung ersucht. Warum verteidigen Sie sich?

Therese: Herr Doktor, die gnädige Frau beschuldigt mich immer der ärgsten Verbrechen und ich darf auf diese Beschuldigungen nicht das geringste erwidern. Da verteidige ich mich immer im stillen vor mir selbst und auf diese Art habe ich mir das Verteidigen so angewöhnt, daß ich nur mehr reden kann, um mich zu verteidigen.

Vinzenz: Sie wissen sehr wohl, daß ich nicht so geartet bin wie die gnädige Frau. Ich habe Ihnen nie ein unrechtes Wort gesagt und will Ihnen auch nicht unrecht tun. Trotzdem muß ich Ihnen wiederholen, daß Ihr Benehmen etwas Unaufrichtiges an sich hat.

Therese: Die gnädige Frau hat mich so eingeschüchtert, daß ich oft erschrecke, wenn ich zu fest auftrete.

Vinzenz: Ich habe es schon manchesmal bedauert, daß ich die Leute nicht so behandeln kann wie die gnädige Frau sie behandelt. Die gnädige Frau behandelt Sie genau so, wie Sie es verdienen.

Therese: Ich wollte um Gotteswillen nicht sagen, daß ich mit der Behandlung der gnädigen Frau unzufrieden

wäre. Es gibt auf der ganzen Welt keine bessere Frau, es gibt aber auch keine schönere. Ihre Schönheit blendet mich. Ich wage es nicht, sie anzusehen, oder in ihrer Gegenwart laut zu sprechen. Es ist mir immer, als ob ein überirdisches Wesen vor mir stünde.

Vinzenz: Therese, es wird doch besser sein, Sie bleiben bei Ihrem Schweigen! — Führen Sie jetzt die nächste Patientin herein!

Therese: Es wartet keine Patientin mehr!

Vinzenz: Sehen Sie nur zuerst nach, ehe sie melden.

Therese (geht in das Wartezimmer hinaus).

Dritte Szene.

Vinzenz, Adolf.

Vinzenz (wäscht sich die Hände).

Adolf (tritt ein und bleibt schweigend stehen).

Vinzenz (gedankenlos): Guten Abend, gnädige Frau! Womit kann ich Ihnen dienen?

Adolf (gibt keine Antwort).

Vinzenz (schaut auf): Du bist es, Adolf! Endlich bist Du gekommen! Wie ich mich freue, daß Du endlich gekommen bist!

Adolf: Ja, Vinzenz, ich bin gekommen, trotzdem ich der Ältere bin.

Vinzenz: Grüß Dich Gott! (Sie reichen einander die Hände. Vinzenz führt Adolf zum Schreibtisch. Adolf läßt sich dort nieder.)

Adolf: Warum bist Du nicht zu uns gekommen? Du bist der Jüngere.

Vinzenz: Ja, ich bin der Jüngere. Wie hängt aber meine relative Jugend mit Deinem absoluten Besuche zusammen?

Adolf: Du bist auch der Reichere. Ich achte das Geld bis zu einem gewissen Grade, aber ich beuge mich nicht vor ihm.

Vinzenz: Adolf, Bruder, bist Du von Sinnen? Wir sind einander immer gleichberechtigt gegenübergestanden. Keiner war der Ältere, keiner der Jüngere; auch keiner der Ärmere und keiner der Reichere. Wir waren Brüder.

Adolf: Wir waren einmal Brüder; daran denke ich gar nicht mehr. Jetzt denke ich nur daran, daß wir bereits zweimal bei Euch gewesen sind und Ihr uns noch keinen der beiden Besuche erwidert habt.

Vinzenz: So weit ist es schon gekommen, Adolf! So weit! Du siehst Deine Besuche bei mir schon als eine Leistung an, die eine Gegenleistung erfordert.

Adolf: Nein! Doch möchte ich auch den bloßen Schein vermeiden, daß wir uns demütigen und daß wir uns aufdrängen wollen.

Vinzenz: Ihr seid die Glücklichen, wir die Unglücklichen. Seit wann sucht ein Unglücklicher gern die Gesellschaft der Glücklichen auf? — Barbara ist so schwer zu bewegen unter Menschen zu gehen. Sie fühlt sich zur Verteidigung gedrängt und verläßt daher ungern ihr sicheres Heim.

Adolf: Dann hättest Du allein kommen sollen! Muß Barbara von allen Deinen Wegen wissen?

Vinzenz: Ohne vollkommene Aufrichtigkeit kann ich sie nicht zur Menschenliebe bekehren.

Adolf: Aber Vinzenz, ich bin auch verheiratet und ich achte und liebe meine Frau. Trotzdem gibt es Geheimnisse zwischen uns, die ich ihr niemals enthüllen kann.

Vinzenz: Nenne mir nur ein solches Geheimnis!

Adolf: Ich möchte ihr nie in meinem Leben sagen, daß viele Frauen schöner sind und mir besser gefallen als sie. Meine Frau ist ein guter, allzu guter Mensch, aber schön ist sie nicht.

Vinzenz Und Barbara ist schöner als alle Frauen.

Adolf: Aber fast alle Frauen sind makelloser als sie und

Du wirst es nie übers Herz bringen, ihr zu sagen, daß ein unauslöschliches Merkmal sie verunstaltet.

Vinzenz: Nein! Damit würde ich mein eigenes Werk zerstören.

Adolf: Geheimnisse muß jeder Mensch haben; sie sind eine Folge seiner Schwäche. Darum ist es gar nicht von Bedeutung, ob Du mit oder ohne Wissen Barbaras uns besuchst. — Du hättest zu uns kommen sollen!

Vinzenz. Ich fürchte mich zu Euch zu gehen. Bei Euch erscheint mir Barbara manchmal häßlich.

Adolf: Du fürchtest Dich vor Deinem eigenen Bruder? — Vinzenz, wenn Deine Überzeugung so schwach ist, daß ein Besuch bei uns, sie ins Wanken bringen kann, dann ist sie nicht wert, beibehalten zu werden.

Vinzenz: Ich bin davon überzeugt, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen habe, aber ich kann bei Euch mein Ziel nicht mit derselben Rücksichtslosigkeit verfolgen wie in meinem Heime. Mein Kampf stimmt nicht zu Eurem Frieden.

Adolf: Mußt Du bei uns kämpfen? Wir können auch von anderen Begebenheiten und anderen Zeiten sprechen.

Vinzenz: Von schöneren Begebenheiten und schöneren Zeiten, meinst Du wohl?

Adolf: Ich meine gar nichts, als daß Du hättest kommen sollen.

Vinzenz: Ich bin müde und muß mich schonen. Ich darf meine Kräfte nicht zersplittern, ich muß sie sammeln. Barbaras Bekehrung erfordert fast mehr als menschliche Kraft. Komme nur häufig zu mir. Hier bin ich stark. Hier gewinne ich auch Dich für mein Werk.

Adolf: Nein, nein, nein! Bei diesem Werke kann ich Dich nicht unterstützen.

Vinzenz: Adolf, Du mußt mir helfen, Barbara zum Menschen zu machen. Betrachte sie nur ein einziges Mal ohne Vorurteil! Sie ist ein herrliches Weib. Merkst

Du denn gar nicht, wie schön sie ist? Du kannst es ja gar nicht merken. Du hast sie weder gesehen, wie ich sie gesehen habe, noch hast Du andere Frauen gesehen, wie ich sie gesehen habe. Ich war immer dafür, daß die Frauen Kleider tragen. Je mehr Kleider sie tragen, desto schöner sind sie. Doch Barbara ist schöner als ihre Kleider es ahnen lassen. Was sind die anderen Frauen gegen sie! Hängende, welke Gärten!

Adolf: Die Schönheit ist ein Blendwerk der Hölle.

Vinzenz: Du selbst aber findest so viel Gefallen an schönen Frauen.

Adolf: Ich weiß aber auch, daß es Blendwerk ist. Mir gefällt das Blendwerk trotzdem, mich blendet es aber nicht, während Du Dich blenden läßt.

Vinzenz: Ich glaube etwas Ähnliches in der Schule gelernt zu haben.

Adolf: Es ist nicht alles schlecht, was man in der Schule lernt. Die Verherrlichung von Verirrungen finde ich schändlich.

Vinzenz: Was ist eine Verirrung, lieber Bruder? Jede Zeit versteht unter einer Verirrung etwas anderes und was heute Verirrung ist, kann morgen schon als höchste Weisheit gelten.

Adolf: Nein, nein, nein! Verallgemeinere nicht! Bleiben wir bei unserem besonderen Fall! Hat Barbara bewiesen, daß sie ihre Vergangenheit gänzlich überwunden hat?

Vinzenz: Aber Bruder, habe Geduld! Denke an Deine liebe Schule. Da ist es auf allen Wänden gestanden: Gut Ding braucht Weile.

Adolf: Wir haben Deiner Frau Zeit genug gelassen. Ich kann Dir nur den Rat geben: Trenne Dich von diesem entsetzlichen Weibe!

Vinzenz: Ich kann es nicht und wage es nicht. Ihre Anwesenheit blendet mich, ihre Abwesenheit würde mich ängstigen. Ich wäre keinen Augenblick vor ihren An=

schlägen sicher. Sie könnte es nie verschmerzen, daß es einen Mann gibt, der sie hat verlassen können.

Adolf: Du irrst Dich, lieber Vinzenz. Ihr erster Mann lebt heute noch und ist immer noch von ihr ganz unbehelligt geblieben.

Vinzenz: Sie wäre noch bei ihrem ersten Manne, wenn sie ihn nicht verlassen hätte. Sie! Darum hat sie ihren ersten Mann und ihre erste Ehe ganz und gar vergessen können.

Adolf: Ich glaube, einen solchen Mann und eine solche Ehe vergißt man niemals.

Vinzenz: Sie hat alles vergessen.

Adolf: Ja, glaubst Du denn, daß ein Weib einen Mann vergißt, der sie täglich geprügelt hat?

Vinzenz: Er war ein roher Mensch.

Adolf: Sie aber war ihm untertan und er war ein freier Mann.

Vinzenz: Hat er sie aus dieser unmenschlichen Herrengesellschaft erlöst? — Nein! Immer wieder ist sie trotz der Prügel zu diesen Herren gegangen. — Als ich die Sumpfblume zur Geliebten erwählte, da waret Ihr voll des Lobes über meine feine Lebensführung und über ihre Schönheit. Und als ich die Sumpfblume zur Frau nahm, war alles an mir und ihr abscheulich.

Adolf: Natürlich . . .

Vinzenz: Natürlich ist daran nichts, menschlich, künstlich ist alles. Als meine Geliebte stand sie außerhalb der Gesellschaft, als meine Frau mitten in ihr. Die Gesellschaft aber ist ein äußerst willkürlich zusammengefügtes Ganzes, das fortwährend um seine Existenz bangt und daher immer so handelt, wie die Vorfahren gehandelt haben. Nur nichts Neues, es könnte vielleicht doch schaden! — Adolf, Du hast doch sonst immer ein selbständiges Urteil gehabt! Du mußt doch einsehen, daß es für die Menschen wertvoller ist, einer

Gefallenen aufzuhelfen, als sie ihrem Schicksale zu überlassen. Was nützt es der Gesellschaft, wenn sie tut, als ob sie die sogenannten Gefallenen nicht sähe, irgendwo prallt sie doch mit ihnen zusammen und muß sich dann mit ihnen auseinandersetzen.

Adolf: Ganz gewiß! In der Theorie muß ich Dir vollkommen recht geben. Aber in der Praxis kann ich als öffentlicher Beamter schwer nach diesem Grundsatze handeln.

Vinzenz: Warum nicht?

Adolf: Weil ich als öffentlicher Beamter mit dem Strom zu schwimmen habe, nicht gegen den Strom. Die standesgemäße Erhaltung meiner Familie macht mir so viele Sorgen, daß jede neue Sorge mich erdrücken würde. Ich muß um das tägliche Brot kämpfen, zu einem anderen Kampfe habe ich weder die Zeit noch die Kraft.

Vinzenz: Armer, lieber Bruder! Es kommt keine neue Sorge an Dich heran. Meine Frau ist mit mir vermählt, dadurch ist ihre Vergangenheit amtlich ausgelöscht. Du hast es nur mit einer amtlich anerkannten Gemahlin zu tun, die zufällig die Frau Deines Bruders ist. Einer Verwandten aber beizustehen, gehört mit zum Kampfe ums tägliche Brot. Du brauchst nicht gegen den Strom zu schwimmen.

Adolf: Du bist ein freier, unabhängiger Mann, Du kannst leicht so reden. Es gibt auch ungeschriebene Gesetze, wir nennen sie Tradition. Und sicherlich ist es gegen unsere Tradition ein solch entsetzliches Weib zur Verwandten zu haben.

Vinzenz: Auch die Traditionen ändern sich. — Der Himmel hat uns ein Zeichen gegeben, daß wir Barbara weiterhelfen sollen, weil er ihren Körper trotz ihres Vorlebens vor Schaden bewahrte. Ich bin Arzt und als solcher erkläre ich Dir, daß ich während meiner ganzen

Tätigkeit keine Frau gefunden habe, die so stark und gesund ist wie Barbara.

Adolf: Und doch ist Eure Ehe kinderlos geblieben.

Vinzenz: Daran kann auch ich schuld sein und Kinder kommen oft, nachdem man längst auf ihr Kommen verzichtet hat. Ich als Arzt finde keinen Fehler an ihr.

Adolf: Wie auch ein Mann wie Du ein solches Weib zur Frau erwählen konnte!

Vinzenz: Wir sind gleich unrein in die Ehe getreten und hatten einander nur zu vergeben; darum habe ich gehofft, in dieser Ehe glücklich zu werden.

Adolf: Gleich unrein? Du bist ein Mann und sie ist ein Weib!

Vinzenz: Nein, liebster Bruder, so denke ich schon lange nicht mehr. Sie ist ein Mensch und ich bin ein Mensch. Ich war der Geliebte vieler Frauen und Barbara die Geliebte vieler Männer. Der Unterschied liegt nur darin, daß Barbara aus Not die Liebelei zum Hauptberuf sich erkor, während ich ohne Not im Nebenamte die Frauen unglücklich machte. Oder glaubst Du, daß man schuldlos bleibt, wenn man die Frauen zum Gifte treibt?

Adolf: Es ist niemals eine Anklage gegen Dich erhoben worden.

Vinzenz: Wenn jeder schuldlos wäre, gegen den nie eine Anklage erhoben worden ist, gäbe es viele glückliche Menschen auf der Welt. Wir sind schuldig und Barbara ist unschuldig. Wäre sie nicht von ihren Eltern verlassen und in Not und Elend aufgezogen worden, dann hätte sie nicht jenen jungen Herren ihre Schönheit zum Kaufe anbieten müssen, um zu einem menschenwürdigen Leben zu gelangen. Hätten nun jene jungen Herren Menschenwürde besessen, dann hätten sie das Anerbieten Barbaras abgeschlagen und Barbara wäre gezwungen gewesen, einen anderen Weg zum Leben zu suchen. Wir haben Barbara in den Sumpf gestoßen und sie

hat sich herausgearbeitet, trotzdem wir alle bemüht waren, sie wieder zurückzustoßen. Wir sind die Egoisten, die das Weib zwingen können, ihren Körper zur Lust uns zu leihen, weil wir die Stärkeren sind. Unterliegt sie dann unserer Kraft, so verachten wir sie, ohne zu bedenken, daß sie für ihre Schwäche nicht verantwortlich gemacht werden kann. Barbara hat aber uns Männer überwunden. Wer ist da mehr zu achten, wir oder sie? Ihr müßt ihr helfen, sich in der Gesellschaft zurecht zu finden. Ihr müßt ihr wie einer verlorenen Tochter auf halbem Wege entgegenkommen. Ihr müßt ihr zeigen, daß Ihr ein Herz für sie habt.

Adolf: Wenn wir es nur hätten!

Vinzenz: Ich weiß es ja, ihr verlangt Sühne, Buße, Strafe! Sie soll mit niedergeschlagenen Augen herumgehen, sich vor jeden auf die Erde werfen, auf die Brust klopfen und klagen: „Vergebung, ich bin eine arme Sünderin!“

Adolf: Nach diesem Vorleben . . .

Vinzenz: Nach diesem Sieg über ihr Fleisch und Blut und ihre Gewohnheiten, kann sie wie eine Heldin umherschreiten und gebieterisch Achtung von Euch fordern!

Adolf: Nur Verblendung kann hier von Achtung reden: Dann wäre ja jede Dirne, die infolge einer reichen Heirat auf ihr schändliches Gewerbe verzichtet, mehr zu achten als die reinste Frau, die allen Versuchungen widerstanden hat?

Vinzenz: Ich will Dich nicht mehr an Deine liebe Schule und an die neunundneunzig Gerechten und den einen Sünder der Bibel erinnern! Ich will Dir nur sagen: Einer Versuchung widerstehen, ist vielfach Glück. Sich aufraffen und zur Reinheit durchringen, ist Kraft. Wir kennen aber nichts Höheres als menschliche Kraft.

Adolf (erregt): Dann stünde Barbara höher als meine

Frau? Sage es mir nur klar heraus! Sage es offen heraus, damit wir zu einem Ende kommen!

Vinzenz: Adolf, treibe mich nicht zur Verzweiflung. Adolf, Bruder, Du mußt mir helfen, Du darfst mich nicht verlassen. Ich muß Barbara zu den Menschen zurückführen. Lade sie ein! Sie muß sich wieder an menschliche Gesellschaft gewöhnen. Lade sie ein! Lade sie heute noch ein.

Adolf (umgestimmt, schüchtern): Ich soll Barbara einladen? Hat nicht jeder ihrer Besuche mit einem Skandal geendet?

Vinzenz: Lade sie ein, ich bitte Dich darum! Sie muß jetzt bald kommen, lade sie recht freundlich ein.

Adolf: Ich bin gekommen, um Dir zu sagen, daß wir den Verkehr mit Barbara aufgeben wollen. Nun soll ich heimgehen und meiner Familie berichten, daß ich die Tante eingeladen habe? Wie soll ich nur meine Frau von der Notwendigkeit dieser Einladung überzeugen? — Meine Frau und meine Kinder werden staunen, wenn ich ihnen diese Botschaft bringe.

Vinzenz: Lasse sie staunen! Sie sind im Grunde genommen doch herzensgute Leute und nur durch eine Menge Vorurteile verwirrt.

Adolf: Gute Leute sind sie schon, nur fürchte ich, daß sich heute beim ersten Ansturm ihre Güte schwer erkennen lassen wird.

Vinzenz: Ich werde Dich begleiten.

Adolf: Dafür werde ich Dir sehr dankbar sein. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie die Mutter und die Kinder bei dieser Nachricht über mich herfallen werden. Mir wird recht unbehaglich zumute, wenn ich daran denke. Sie sind sonst sehr liebe Geschöpfe, aber sobald man etwas gegen ihren Willen unternimmt, können sie äußerst bösartig werden.

Vinzenz: Ich werde Dich begleiten und werde Dich nicht eher verlassen, bis alles in Liebe und Güte geschlichtet ist.

Adolf: Wenn sich nur alles in Liebe und Güte schlichten läßt!

Vinzenz: Auf irgend eine Art läßt sich alles schlichten.

Adolf: Wenn es sich aber nicht schlichten läßt? Du kannst auch nicht ewig bei mir bleiben.

Vinzenz: Keine Angst, Adolf, es muß sich schlichten lassen.

Vierte Szene.

Vinzenz, Adolf, Barbara.

Barbara (tritt ohne Gruß ein. Sie ist in einen grünen Seidenmantel eingehüllt, den sie zum Schutze des Kleides unter ihrem Pelze zu tragen pflegt. Sie trägt einen kleinen Hund und eine große Hundspeitsche): Ich hasse die Menschen! — Meinem armen kleinen Bello haben sie ein Leids getan, diese Bestien. Wer nicht dasselbe Ziel hat wie sie, den stoßen sie nieder und zertreten ihn, wenn er sie nicht niederstoßen und zertreten kann. Armer Bello, sie haben nicht erkannt, wie schön Du bist! Armer, kleiner Bello!

Vinzenz: Was ist denn dem schönen Bello geschehen, Barbara?

Barbara: Er wollte nicht bei mir bleiben, er wollte unter die Menschen. Ich ließ ihn daher frei laufen. Plötzlich schrie er schmerzlich auf und kam hinkend zu mir. Ich konnte aber keine Verletzung an ihm entdecken.

Vinzenz: Gib mir den Bello. Ich werde ihn untersuchen; doch vorher muß ich seine Pfoten reinigen. Ich werde ihn in das Badezimmer tragen.

Barbara (übergibt Vinzenz den Hund): Untersuche ihn ja recht sorgfältig, er ist mein treuester Kamerade.

Vinzenz (nimmt den Hund und geht durch das Wartezimmer in das Badezimmer).

Fünfte Szene.

Adolf, Barbara.

Barbara (sieht Adolf voll Verachtung an): Du bist da?

Adolf: Ich begrüße Dich. Es tut mir herzlich leid, daß dem schönen Bello ein solches Unglück zugestoßen ist.

Barbara (verletzend): Bist Du krank?

Adolf: Ich danke Dir, liebste Barbara für Deine gütige Nachfrage. Ich fühle mich vollkommen wohl. Wie fühlst Du Dich, liebste Barbara?

Barbara: Ist deine Frau krank?

Adolf: Meine Frau ist Gott sei Dank gesund und läßt Dich herzlichst grüßen und küssen.

Barbara: Sind Deine Kinder krank?

Adolf: Auch meine Kinder sind gesund; sie lassen Dir die ehrfurchtsvollsten Handküsse entbieten.

Babara: Befindet Ihr Euch in Geldverlegenheit?

Adolf: Nein, wir sind im großen und ganzen jetzt recht zufrieden.

Barbara (roh): Warum bist Du dann gekommen?

Adolf: Warum fragst Du mich so bitterböse, Barbara? Deine Art zu schlagen, kenne ich und darum kann ich leicht jeden Hieb abwehren. Ich bin auch keine Frau, die jeden Nadelstich spürt; meine Haut ist im Laufe der Zeit dick wie Leder geworden. — Um Dich, liebste Barbara bewundern zu können und Dich innigst zu bitten, uns wieder einmal die Ehre Deines hohen Besuches zu schenken, darum bin ich gekommen!

Barbara: Wenn ich nur wüßte, ob Eure Einladung einem Herzensbedürfnisse entspringt oder ob Ihr mich auf Vinzenzens Befehl nur einladet, um wieder eine der lästigsten Gesellschaftspflichten erfüllt zu haben?

Adolf: Wir wollen den Frieden, Barbara und sehnen uns nach einer Aussprache mit Dir.

Barbara: Weiß Deine Frau, daß Du mich einladest?

Adolf: Sie hat mir tausendmal aufgetragen, nicht eher mit meinem Bitten aufzuhören, bis Du meine Einladung angenommen hast.

Barbara: Ihr seid Menschen und ich hasse die Menschen. Wenn ich einmal tot sein werde, will ich auf den Schneefeldern des Montblanc begraben sein. Von dort aus will ich meine Flüche auf Euch herniedersenden! Kein Mensch soll meine Grabstätte erreichen können und kein menschlicher Laut. Kein Stein soll mein Grab verunstalten, der von Menschen behauen ist und kein Kreuz, das von Menschen gezimmert ist. Kein Sarg darf mich umschließen. Hüllenlos will ich in das Nichts zurückkehren, aus dem ich gekommen bin. Der Sturmwind soll mir das Grabgebet heulen und die Blitze sollen die Grabesfackeln sein. Ich hasse die Menschen.

Adolf: Die Menschen aber lieben Dich.

Barbara: Die Menschen lieben mich? Die Menschen, die mich nicht als Menschen gelten lassen wollen? Die Menschen, die so schön moralisch leben, weil sie alles haben, was sie begehren? Die Menschen, die mich so verachten, weil ich das Unglück hatte, von meinem Vater dem Elend preisgegeben und von meiner Mutter verleugnet zu werden? Die Menschen, die behaupten, ich hätte in der Gosse bleiben sollen, weil ich in der Gosse geboren ward? Diese Menschen lieben mich?

Adolf: Es gibt so viele andere Menschen, als die, die Dich verkannt haben.

Barbara: Ich kann die Menschen nur nach den Menschen beurteilen, die ich kenne; ihre Zahl ist wahrlich nicht gering und ihr Rang nicht wenig verschieden. Ich habe mich nach dem Leben gesehnt und konnte nur auf diese eine Art zum Leben gelangen, auf dem einzigen Weg, an den ich mit Schaudern zurückdenke. Wie entsetzlich auch der Weg war, er hat mich doch zum Ziele geführt. Die Menschen aber schreien, dieser Weg führe

nicht zu ihnen, trotzdem er mich zu ihnen geführt hat. Die Menschen schreien, dieser Weg führe zum Sumpfe und ende beim Sumpfe. Er hat mich aber zu ihnen geführt, also sind sie der Sumpf, seid Ihr der Sumpf.

Adolf: Liebste Barbara, ich begreife Dein hartes Urteil, es ist gerecht. Die Gerechtigkeit ist aber immer grausam. Sei barmherzig und verzeihe den Menschen.

Barbara: Die Grausamkeit habt Ihr mir anerzogen. Als ich Vinzenz gefunden hatte, jauchzte ich voll Freude und war allen Menschen gut. Sie aber flohen vor mir, als ob ich mit Aussatz behaftet wäre. Die, die mich nicht mit Taten verfolgen konnten, verfolgten mich mit Worten und Blicken. Die ganze Welt schien eine Hölle zu sein. Ich aber habe sie besiegt und verachte sie jetzt.

Adolf: Wir lieben Dich. Wir bemitleiden Dich, weil Du die Menschen hassen mußt und ihr Anblick Dir Qual bereitet.

Barbara: Ich hasse die Menschen.

Adolf: Du bringst Dich dadurch um die Freuden des Lebens.

Barbara: Ich kann mich nur freuen, wenn ich mit Vinzenz allein bin. Wo Menschen sind, entflieht mir die Freude.

Adolf: Nun Barbara, es muß Dir doch eine Freude bereiten, zu betrachten, wie hoch Du gestiegen bist und wie tief Deine Schulgefährtinnen unter Dir geblieben sind.

Barbara: Mir soll es eine Freude bereiten, zu betrachten, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht diesen entsetzlichen Weg betreten hätte? Wut bereitet es mir! — Ich will höher empor als je ein Mensch empor gekommen ist.

Adolf: Siehst Du, wie Du der Menschen bedarfst.

Barbara: Ich bedarf der Menschen nicht, ich hasse sie.

Adolf: Du bedarfst der Menschen. Wie könntest Du wissen, daß Du höher stehst als die meisten Menschen, wenn es keine Menschen gäbe? Wie könntest Du wissen,

daß Du schöner bist als die anderen Frauen, wenn es keine anderen Frauen gäbe? Du würdest auch nicht wissen, daß Du schön bist, wenn es keine Menschen gäbe, die es Dir sagen und selbst wenn Du es wüßtest, hättest Du keine Freude an Deiner Schönheit, weil sie ohne Vergleich wirkungslos bliebe.

Barbara: Die Menschen wollen doch gar nicht gelten lassen, daß ich schön bin. Ich hasse die Menschen.

Adolf: Auch Vinzenz ist ein Mensch und alle Menschen sind Ebenbilder Vinzenzens.

Barbara: Wenn die Menschen wie Vinzenz wären, würde ich sie nicht hassen. Aber die Menschen sind nicht wie Vinzenz. Du bist sein Bruder; zwischen Dir und Vinzenz liegen aber Welten.

Adolf: Vinzenz liebt die Menschen. Warum willst Du nicht lieben, was Vinzenz liebt?

Barbara: Vinzenz liebt nur mich, es wäre mein Tod, wenn es anders wäre.

Adolf: Du bist solange den Menschen fern geblieben, daß sie Dir fremd geworden sind. Komme zu uns, Barbara! Beobachte, wie wir sind; zurückziehen kannst Du Dich immer noch.

Barbara: Ich gehe ungern zu den Menschen. Wenn ich wieder sehe, wie sie einander auf den Straßen und Gassen stoßen und drängen und um jedes Plätzchen raufen und schimpfen und fluchen und einander belügen und betrügen, da erfaßt mich ein grenzenloser Ekel.

Adolf: Auch mir werden die Menschen oft zuwider. Wenn sie mir ganz unerträglich erscheinen, da denke ich mir: Du bist auch so ein Mensch. Und sogleich beurteile ich sie milder.

Barbara: Ich ein Mensch wie sie? Sie haben selbst erklärt, daß ich nicht bin wie sie. — Seid Ihr wieder kampfeslustig? Wollt Ihr wieder streiten? Wollt Ihr

wieder Eurem Bruder, Schwager und Onkel beweisen, wie unwürdig ich seiner bin? Wollt Ihr Euer Zerstörungswerk wieder aufnehmen?

Adolf: Wir wollen nichts als den Frieden und das Glück Vinzenzens.

Barbara: Hat jemals ein Besuch bei Euch gut geendet?

Adolf: Unstimmigkeiten gibt es überall. Lasse die Vergangenheit vergessen sein!

Barbara: Ich soll die Vergangenheit vergessen und Ihr frischt sie beständig auf? — Quäle mich nicht mit Bitten, von denen ich nichts hören will.

Sechste Szene.

Adolf, Barbara, Vinzenz.

Vinzenz (kommt im Straßenanzuge herein): Liebste Barbara, ich kann an dem Bello keine Verletzung entdecken. Er scheint vollkommen gesund zu sein.

Barbara: Die Menschen können doch nicht alles zertreten, was sie zertreten wollen. — Vinzenz, ich wünsche jetzt allein zu sein.

Vinzenz: Diesen Wunsch kann ich Dir mit Freuden erfüllen, da ich meine Krankenbesuche machen muß. (Zu Adolf) Hast Du noch etwas vorzubringen, Adolf?

Adolf: Ich kann nur meine Bitte wiederholen und um die Gewährung nochmals im Namen meiner Familie innigst bitten.

Barbara: Lebe wohl, Adolf!

Adolf (will ihr die Hand reichen, sie wendet sich ab): Lebe wohl, liebste Barbara!

Vinzenz: Lebe wohl, liebste Barbara!

Barbara (kümmert sich um die beiden nicht mehr, sie gehen rasch fort).

Siebente Szene.

Barbara, Therese.

Barbara (setzt sich zum Schreibtische, entzündet die Stehlampe und klingelt dem Mädchen. Dann durchstöbert sie alles, was auf dem Schreibtische liegt).

Therese: Gnädige Frau befehlen?

Barbara: Wenn die Herren fort sind, bringst Du mir die Briefe.

Therese (geht fort und bringt gleich darauf die Briefe auf einer silbernen Tasse. Nachdem Barbara die Briefe übernommen hat, trägt sie die Tasse hinaus und erscheint sofort wieder).

Barbara: Einladungen! Einladungen! Nichts als Einladungen! Wozu braucht ein Mann Gesellschaft, wenn er eine Frau hat! (Sie zerreißt die Briefe und wirft sie in den Papierkorb.) Sind sonst keine Briefe gekommen?

Therese: O ja, gnädige Frau, aber die anderen Briefe waren offen. Sie waren von Geschäftshäusern.

Barbara: Es bleibt auch in Zukunft so, wie es immer war: Alle verschlossenen Briefe, die für uns eintreffen, lese ich zuerst. — Was hat sich während meiner Abwesenheit zugetragen?

Therese: Gnädige Frau, der Herr Doktor beginnt zu bemerken, daß ich ihn ständig beobachte.

Barbara: Weil Du unbeholfen wie ein junger Bernhardiner sein wirst.

Therese: Gnädige Frau, der Herr Doktor will mir auch nicht mehr die Anwesenheit bei den Untersuchungen gestatten.

Barbara: Du wirst anwesend sein; davon nichts mehr!

Therese: Gnädige Frau, dem Herrn Doktor fällt es auch bereits auf, daß alle wichtigeren Briefe während seiner Abwesenheit einlangen.

Barbara: Wer hat denn den Herrn Doktor so mißtrauisch gemacht? Sage es mir!

Therese (schlägt die Augen zu Boden und schweigt).

Barbara: Wenn Du es nicht sagen willst, dann will ich es Dir sagen: Deine Ungeschicklichkeit. Mache, was Du willst! Du mußt alles wissen, was im Hause vorgeht. Wenn Du es aber einmal nicht wissen solltest und Du mich täuschen wolltest, dann jage ich Dich bei Nacht und Nebel davon oder lasse Dich in den Kerker werfen.

Therese: Gnädige Frau, ich werde ja tun, was ich kann, um Ihren Anordnungen vollkommen zu entsprechen.

Barbara: Gut, ich will es hoffen. Ich will kein Wort über die Unmöglichkeit, meine Wünsche zu erfüllen, hören. Sie müssen erfüllt werden. — Wer war heute in der Sprechstunde?

Therese: Es waren lauter alte Damen nur . . .

Barbara: Ich will die Namen wissen!

Therese: Ich frage die Damen jedesmal nach ihrem Namen und sie sagen mir jedesmal darauf, der Name sei Nebensache.

Barbara: Für mich ist ihr Name die Hauptsache. Verlange von den Damen die Visitkarten, wenn sie sich schämen, ihren Namen laut und deutlich auszusprechen.

Therese: Die Damen haben meistens keine Visitkarten bei sich.

Barbara: Dann lege ein Besuchsbuch an, in das alle Damen, die in die Sprechstunde des Herrn Doktor kommen, ihren Namen und ihre Adresse einzutragen haben. Dieses Besuchsbuch legst Du den Damen im Wartezimmer vor.

Therese: Die Damen wollen manchmal unter gar keinen Umständen ihren Namen nennen. Sie sagen auch dem Herrn Doktor den Namen nicht.

Barbara: Dann sage Ihnen, daß dann der Herr Doktor sie nicht empfangen kann.

Therese: Ob es aber dem Herrn Doktor recht sein wird, wenn ich die Damen abweise!

Barbara: Du hast nicht zu fragen, ob es dem Herrn Doktor recht sein wird, sondern ob es mir recht ist.

Therese: Wenn die Damen nur unter der Bedingung empfangen werden, daß sie ihren Namen nennen, werden sie falsche Angaben machen.

Barbara: Keine Ausflüchte! Du wirst dafür sorgen, daß alle Damen ihren Namen und ihre Adresse richtig in das Besuchsbuch eintragen und wirst mir für die Richtigkeit der Eintragungen verantwortlich sein. Weiter will ich kein Wort über diese Angelegenheit verlieren. Es ist sehr menschenfreundlich von mir, wenn ich dieses eine Mal Deine grobe Nachlässigkeit wohlwollend übersehe. — Wer war außer den namenlosen, alten Damen noch da?

Therese: Die junge Frau Rike; sie ist gesegneten Leibes.

Barbara: War der Herr Doktor freundlich mit ihr?

Therese: Genau so freundlich wie mit den alten Damen.

Barbara: Nicht freundlicher?

Therese: O ja, doch! Die Frau Rike hat eine tolle Geschichte vom Herrn Doktor erzählt. Die Frau Rike hat als Mädchen den Herrn Doktor siebenmal in das Hüonwäldchen bestellt und der Herr Doktor ist jedesmal gekommen und hat stundenlang vergebens gewartet.

Barbara: Warum, wozu solch ein zeitraubendes Spiel?

Therese: Weil der Herr Doktor die Frau Rike ihrer Puppen wegen verspottet hat.

Barbara: Wovon haben die beiden sonst noch gesprochen?

Therese: Von der bevorstehenden Niederkunft. Die Frau Rike fürchtet sich vor den Schmerzen und möchte den Herrn Doktor als Geburtshelfer haben. Der Herr Doktor hat gesagt, die Frau solle sich nicht fürchten, er werde ihr ganz gewiß in der schwersten Stunde beistehen.

Barbara: Der Herr Doktor denkt auch immer nur, er

sei allein auf der Welt und könne machen, was er wolle; er vergißt dabei ganz, daß auch ich auf der Welt bin und bei allem mitzureden habe. Solange ich lebe, geht der Herr Doktor nicht zur Frau Rike. Wir werden ja sehen, wer siegt: Ich oder die Frau Rike! — Hat der Herr Doktor die Frau Rike untersucht?

Therese: Ja, er hat sie sogar zweimal untersucht.

Barbara: Gründlich?

Therese: Das zweitemal gründlich.

Barbara: Hat der Herr Doktor sich geäußert, daß er ein Kind möchte?

Therese: Die Frau Rike hat ihn darum gefragt. Er hat aber gesagt, daß er kein Talent zu einem Vater habe.

Barbara: Ist Frau Rike schön?

Therese: Eine Frau ist in diesem Zustande niemals schön; hüllenlos ist sie sogar häßlich.

Barbara: Haben sie noch mehr von früheren Zeiten gesprochen?

Therese: O ja, der Herr Doktor hat erwähnt, daß die Frau Rike beständig in Bubengesellschaft war und die höchsten Bäume erklettert hat.

Barbara: Hat der Herr Doktor gesagt, daß sie damals schön war?

Therese: Von Schönheit ist überhaupt nicht die Rede gewesen.

Barbara (löscht die Stehlampe aus, steht auf und zündet den Luster an): Therese, sieh mich an! Bin ich schöner als Frau Rike?

Therese: Tausendmal schöner.

Barbara: Küsse den Staub von meinen Füßen!

Therese (kniet sich nieder und küßt Barbaras Schuhe).

Barbara: Küsse den Saum meines Kleides!

Therese (gehorcht).

Barbara: Küsse meine Hände!

Therese (gehorcht).

Barbara: Kniee Dich nieder! Falte Deine Hände! (tritt in das volle Licht und läßt ihren Mantel fallen. Sie ist herrlich anzuschauen.) Bete mich an!

Therese (gellend): Nein, nein, nein! (Sie läuft entsetzt davon.)

Vorhang.

Zweiter Akt.

Ein Besuchszimmer. Die Türe im Hintergrunde führt in die anschließenden Gemächer. In der linken hinteren Ecke ein Blumentisch mit Mohnblumen und weißen Nelken. In der rechten hinteren Ecke der Kaminplatz. In der Nähe des Kamins ein kleiner runder Tisch, rings um ihn Taburetts. In der Mitte der linken Wand ein Sofa. Zu beiden Seiten des Sofas Sessel. Über dem Sofa ein großes Bild: „G. Friederich: Urteil des Paris“. In der Mitte der rechten Wand die Türe in das Vorzimmer. Links vorne wieder ein Blumentisch mit roten Mohnblumen und weißen Nelken. Rechts vorne wieder ein kleiner runder Tisch, rings um ihn Taburetts. Auf den Tischen Blumen und Bücher. Auf dem Fußboden ein Perserteppich. Die Türen schmücken schwere Gardinen. Die Wände sind rot. In der Mitte der Decke ein Luster mit roten, blauen und weißen Glühlampen. Es ist später Nachmittag. Zu Beginn des Aktes ist es noch licht.

Erste Szene.

Barbara, Vinzenz, später Therese.

Barbara (lehnt in einem hellen Kleide im Diwan): Ich erwarte die Erna mit ihren Kindern.

Vinzenz: Ernas Mann hat mir wieder geschrieben.

Barbara: Und dieser Brief macht Dich verdrießlich?

Vinzenz: Natürlich, er bittet mich wieder um Geld und er ist doch bei seinem Einkommen nicht einmal imstande, ein Dritteil dessen zu zahlen, was er mir bereits schuldet. — Ich hätte ihm die ganze Summe schon geschenkt, aber er ist zu stolz, von mir ein Geschenk anzunehmen. Er tut, als ob es eine Gnade wäre, ihm Geld zu leihen.

Barbara: Wozu braucht er das Geld?

Vinzenz: Denke Dir nur, Barbara, er, der selbst nichts als Schulden hat, tritt für einen anderen als Bürge ein. Und nun muß er zahlen, wenn er sich nicht pfänden lassen will.

Barbara: Er ist also wirklich in einer verzweifelten Lage?

Vinzenz: Ich möchte nicht in seiner Lage sein.

Barbara: Dann gib ihm das Geld sofort!

Vinzenz: Das Geld ist aber so gut wie verloren.

Barbara: Gib es ihm rasch.

Vinzenz: Warum soll ich mich denn beeilen, mein Geld anzubringen. Zum Fenster hinauswerfen kann ich es jeden Augenblick. Wenn es auch nur eine unbedeutende Summe ist!

Barbara: Die Erna war die größte Gegnerin unserer Ehe, sie hat mich von allen am meisten verachtet. Nun ist sie von mir abhängig, nun muß sie zu mir bitten kommen. Ihre Abhängigkeit ist mir wertvoller, als all das Geld, was Dir ihr Mann schuldet.

Vinzenz: Ich will ihm nicht das Geld geben, um ihm schaden zu können. Wenn ich es ihm gebe, darf Erna nicht das geringste davon merken. Sie ist durch den Lauf der Dinge für ihre Kurzsichtigkeit ohnehin schon hart genug gestraft.

Barbara: Wenn ich nur wüßte, ob sie mich noch so glühend haßt, wie ehedem, oder ob sie schon gerecht gegen mich sein kann!

Vinzenz: Sie tut doch alles, was Du von ihr verlangst.

Barbara: Das tut Therese auch. Dazu brauche ich keine Freundin, dazu genügt ein Dienstmädchen vollkommen. Wenn ich gut gelaunt bin, kommt es mir überhaupt vor, als wenn es auf der Welt nur Diener und Dienerinnen gäbe. Sie bücken sich alle vor mir, um hinter mir grollend die Fäuste zu erheben.

Vinzenz: Wer die Menschen für Teufel hällt, ist im Irrtum; wer sie für Engel hält ist auch im Irrtum. Die Menschen sind weder Engel noch Teufel, sie haben Himmlisches und Höllisches in sich.

Barbara: Die Menschen sind Bestien, die einander zerfleischen. Wenn ich nur eine große Tat eines Menschen erlebt hätte! Oder soll ich es als eine Heldentat bezeichnen, wenn eine Stadt voll Menschen über ein einziges Mädchen herfällt, weil es die Kühnheit hatte, sich vom Schlamme zu reinigen und sich hernach so rein zu erklären, wie irgend ein wohlbehütetes, wohlgepflegtes, lebensfremdes Mädchen?

Vinzenz: Barbara, lerne doch endlich einsehen, daß die Menschen bestimmter Regeln bedürfen, um miteinander in Frieden leben zu können. Diese Regeln nennen wir Gesetz oder Ehre oder Sitte oder Anstand oder Tradition. Man hat noch viele Namen für diese Regeln. Wer sie nicht beachtet oder wer eine Regel als ungiltig erklärt, oder wer eine neue Regel aufstellen will, der hat immer mit dem verzweifelten Widerstande aller zu rechnen, denen diese Änderung einen Vorteil zu kosten scheint. Auf diesen Widerstand mußten wir gefaßt sein, er ist etwas Natürliches. Wer lange Zeit einen bequemen Weg geht und eines Tages findet, daß der Weg ungangbar gemacht worden und an seine Stelle ein anderer getreten ist, wird solange über den Unverstand der Menschen poltern, bis er einsehen gelernt hat, daß auch der neue Weg seine Bequemlichkeiten hat. Alle menschlichen Einrichtungen sind das Ergebnis vom Kämpfen. Mit Gewohnheit, Trägheit, Gleichgiltigkeit, ja oft auch mit Böswilligkeit hat jeder selbständige Geist fortwährend Krieg zu führen.

Barbara: Krieg führen, das begreife ich; aber man muß dabei zu einem Ende kommen, zum Siege oder zur Niederlage.

Vinzenz: Auf Erden ist ewig Krieg, und die Siege und die Niederlagen wechseln ab wie Tag und Nacht.

Barbara: Warum soll denn mir nur die Nacht beschieden sein? Warum nicht der Tag?

Vinzenz: Weil Du nicht kämpfst! Du schlägst nur los und ziehst Dich dann gleich zurück.

Barbara: Ich mag mit den Menschen nicht kämpfen. Ich kämpfe nur mit meinesgleichen.

Vinzenz: Nein, nein, nein! Auch der berühmteste Feldherr kämpft mit gemeinen Soldaten gegen gemeine Soldaten. Auch für ihn sind die gemeinen Soldaten das Wichtigste. Wer einen großen Kampf führen will, der braucht Bundesgenossen. Was ist ein Mensch für sich allein! Ein Tröpfchen im Meere, ein Hauch in der Luft, ein Fünkchen im Feuer, ein Stäubchen von der Erde! Bundesgenossen brauchst Du, Barbara, Mitstreiter! Und wenn Du klug bist, wird Erna Dein treuester Kampfgenosse werden.

Barbara: Wie kommst Du zu der Meinung, daß Erna, die doch meine erbittertste Feindin war, plötzlich meine beste Freundin werden könne?

Vinzenz: Erna kommt immer wieder, wenn Du sie auch zu Tode quälst. Mit wahrer Engelsgeduld erträgt sie alle Deine Launen. Sie erfüllt Dir jeden Wunsch, ob Du nun die Erfüllung wie eine Königin forderst oder ob Du ihn wie eine Bettlerin im Innersten verbirgst. Sie bemüht sich, Dir immer und überall Freude zu bereiten. Wenn Du zu ihr Vertrauen hast, wirst Du bald allen Menschen gut sein müssen.

Barbara: Würde sie sich auch mir so gewogen zeigen, wenn sie von Deinem Gelde unabhängig wäre?

Vinzenz: Sie würde sicherlich auch dann uns herzlich gut sein. Wenn sie nur sieht, daß zwei glücklich sind, da möchte sie das Glück dieser zwei festigen und mehren.

Barbara: Sind wir glücklich, Vinzenz?

Vinzenz: Barbara, hast Du Dich schon entschlossen, die Einladung meines Bruders anzunehmen.

Barbara: Vinzenz, wir sind noch nicht glücklich; wir müssen von den Menschen hinweg.

Vinzenz: Wir müssen zu den Menschen zurück.

Barbara: Glücklich oder nicht! Wir sind einmal verkettet. Nicht leicht verknüpft durch Sitte oder Gesetz, nein, aneinander geschmiedet durch eine übernatürliche Kraft. Uns kann nicht einmal der Tod trennen; der Lebende wird den Toten noch mit sich schleppen, bis er selbst zusammenbricht.

Vinzenz: Die Menschen können uns nicht trennen, ich fühle es. Warum fürchtest Du sie dann?

Barbara: Sie können uns nicht trennen, sie trennen uns aber von unserem Glück. Unser Glück gedeiht nur fern von den Menschen, in der Einsamkeit. — Zwischen den Menschen und mir steht die Vergangenheit, und Du stehst bei mir.

Vinzenz: Die Menschen können auch vergessen.

Barbara: Die Menschen sollen nicht vergessen; sie sollen alles wohl bedenken und dann gerecht sein.

Vinzenz: Nimm die Menschen, wie sie sind und forme sie! Bilde sie um! Ein starker Wille ist allmächtig. Fliehen heißt seine Schwäche bekennen . . . .

Therese (bringt eine Visitkarte und übergibt sie Barbara).

Barbara (liest): Frau Erna samt Kinder. — Wozu diese Förmlichkeit? Welcher Satan verbirgt sich darunter?

Vinzenz: Die übergroße Bescheidenheit Ernas.

Barbara: Ich habe ihr aber doch gesagt, daß sie unangemeldet bei mir eintreten kann! (Zu Therese) Führen Sie die Dame herein!

Therese (geht wieder in das Vorzimmer hinaus).

Vinzenz: Verzeihe ihr diese Bescheidenheit! Sei gut mit Erna, Barbara. (Vinzenz geht durch die Türe im Hintergrunde hinaus.)

Zweite Szene.

Barbara, Erna, Hans, Grete.

Hans, Grete (strotzen vor Gesundheit. Sie sind schöne Kinder, die in ihren netten Kleidern noch schöner erscheinen. Sie treten unbefangen, doch recht artig ein).

Erna (kommt hinter ihnen. Sie ist eine feine, stille Frau, die durch ihre Kleidung ihre durchgeistigte Schönheit zu betonen weiß).

Hans, Grete: Küsse die Hand, gnädige Frau Tante!

Erna: Grüße Dich Gott, liebe Barbara!

Barbara (eilt ihnen entgegen): Warum grüßen Deine Kinder nicht? Warum bringst Du diese Bengel mit, wenn sie nicht einmal wissen, daß sie zu grüßen haben?

Erna: Kinder, grüßt noch einmal, die Frau Tante hat Euren Gruß nicht gehört!

Hans, Grete: Küsse die Hand, gnädige Frau Tante!

Barbara (zu den Kindern): Setzt Euch nur gleich bei der Türe nieder! (Die Kinder lassen sich nieder und bleiben unbeweglich wie Statuen sitzen. Barbara nimmt Erna bei der Hand und zieht sie zu einem Stuhle neben dem Sofa.) Nun sage mir Erna, warum bist Du gegen meine Heirat mit Vinzenz gewesen?

Erna: Ich habe Dich nicht gekannt.

Barbara: Weil Du mich nicht gekannt hast! Muß bei Euch frommen Leuten jeder Unbekannte gehaßt und verleumdet werden?

Erna: Es sprach alles so gegen Dich, Dein Jugendleben und Deine erste Ehe. Ich habe nicht anders urteilen können, ich bin so erzogen worden. Ich sehe ja nun ein, daß ich anders hätte urteilen sollen. Aber damals erschien mir das, was ich tat, als das Klügste.

Barbara: Und tatest Du alles nur um der Sache willen? Schlummerte nicht irgendwo in Deinem Herzen das Verlangen, mir diesen Mann zu rauben?

Erna: Aber Barbara, ich war damals schon verheiratet und sogar schon Mutter.

Barbara: Die Ehe und die Mutterschaft hat Euch moralische Frauen noch niemals gehindert, Eure Männer zu betrügen. Doch Du Erna, Du bist eine edle Frau, Du hältst Deinem Manne die Treue, auch wenn er sie bricht. Oder glaubst Du vielleicht gar an seine Treue?

Erna: Ich habe keine Ursache daran zu zweifeln.

Barbara: Du hast keine Ursache? Weißt Du denn nicht, wie häßlich Du bist, wie jämmerlich häßlich?

Erna (unterdrückt das Weinen und bringt stoßweise die Worte hervor): Und trotzdem habe ich einen Mann bekommen.

Barbara: Weil Du nur einen Mann hast!

Erna: Ja! (Gefaßter) Anfangs habe ich ihm auch gar nicht gefallen. Erst als er mich daheim arbeiten sah, ist ihm plötzlich der Gedanke gekommen, daß ich seine Frau werden müsse.

Barbara: Und alt siehst Du aus, Erna, entsetzlich alt. Kein Mensch wird glauben, daß diese Kinder Deine Kinder sind; jeder wird sie für Deine Enkelkinder halten.

Erna: Jünger wird kein Mensch und wenn ich älter werde, wird auch mein Mann älter. In dieser Hinsicht haben wir uns gar nichts vorzuwerfen.

Barbara: Der Mann sieht niemals, wie alt er selbst ist, er sieht nur immer, wie alt seine Frau ist. Wir Frauen sind verpflichtet, schön zu sein; es ist sogar unsere heiligste Pflicht schön zu sein. Und wie erfüllst Du Deine heiligste Pflicht, Erna? Wie Du Dich nur geschmacklos kleidest, als ob Du absichtlich recht häßlich sein wolltest!

Erna: Mein Gott, bei dem bescheidenen Einkommen meines Mannes muß ich alles solange tragen, als es hält.

Barbara: Du könntest Deinen Kleidern eine andere Form geben, wenn Du überhaupt Sinn für Form und Farbe

hast. Es gibt Bettlerinnen, die jede Dame um ihre unscheinbaren, wertlosen und doch so reizenden Lumpen beneiden könnte. Lerne von diesen Bettlerinnen!

Erna: Ach Gott, es gibt so viele, die nicht einmal so viel haben als ich und mit dem Wenigen noch weniger anzufangen wissen als ich. Ich bin zufrieden.

Barbara: Und diese Schuhe, Erna! Der Schuh erst vollendet die Schönheit der Frau. Der Schuh ist die Krone weiblicher Schönheit und bleibt es auch dann, wenn Du über den Widersinn lachen solltest, daß die Frau die Krone an den Füßen trägt. — Was trägst Du nur für Schuhe, Erna?

Erna: Schönheit läßt sich nicht immer mit Dauerhaftigkeit vereinigen und ich muß in erster Linie auf Dauerhaftigkeit sehen.

Barbara: Erna, Du bist so häßlich und glaubst dennoch an die Treue Deines Mannes?

Erna: Ich habe noch nie bemerkt, daß ihm meine Häßlichkeit aufgefallen wäre.

Barbara: Die Männer laufen so lange mit geschlossenen Augen neben uns her, bis die Frau kommt, die ihnen die Augen öffnet. Dann aber sehen sie mehr, als uns Frauen lieb sein kann.

Erna: Ich fürchte keine Frau. Ich habe zwei mächtige Bundesgenossen. Wenn ich allein meinen Mann nicht mehr fesseln kann, werde ich ihn mit meinen Kindern fesseln.

Barbara: Du hast auch Kinder! Arme Leute haben immer Kinder. (Zu den Kindern) Kommt nur hervor! Verkriecht Euch nicht, ihr seid nicht die sieben Geißlein und ich bin nicht der Wolf. (Hans nimmt Grete bei der Hand; sie treten vor die Tante und verbeugen sich) Warum habt Ihr denn nicht gegrüßt, als Ihr das Zimmer betreten habt?

Hans: Mutti, wir haben schon gegrüßt.

Barbara: Von wem habt Ihr das Lügen gelernt?

Erna: Barbara, ich habe es selbst gehört, sie haben wirklich gegrüßt, sie haben sogar zweimal gegrüßt.

Barbara (zu Erna): Warum unterstützst Du ihre Lügen? Bist Du auch der Ansicht, daß man einer Mutter jedes Verbrechen verzeihen muß, weil sie es für ihre Kinder begangen hat?

Erna: Kinder, grüßt noch einmal, die Tante wird Euer Grüßen überhört haben!

Hans, Grete: Küsse die Hand, gnädige Frau Tante!

Barbara (zu den Kindern): Es ist nicht schön, daß Ihr Euch auf dem Fußboden eines fremden Salons herumbalgt! Hättet Ihr nicht ruhig stehen bleiben und warten können, bis ich Euch rufe?

Hans: Mutti, wir sind ganz ruhig bei der Türe gesessen, weil die Frau Tante uns befohlen hat, gleich bei der Türe sitzen zu bleiben.

Barbara: Wie die Kinder schon lügen! Wie Erwachsene! Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Erna: Aber Barbara, Du hast doch den Kindern befohlen, sich gleich bei der Türe nieder zu lassen. Erinnere Dich doch!

Barbara: Ich erinnere mich an gar nichts. Ich habe Deinen Kindern gar nichts erlaubt. Deine Kinder haben nicht gegrüßt, Deine Kinder haben sich eigenmächtig auf meinem Fußboden herumgebalgt, Deine Kinder sind frech und verlogen.

Grete: Mutti, ich bin keine Lügnerin!

Erna: Still, Kinder, still!

Barbara: Schön sind Deine Kinder nicht. Woher sollten sie auch die Schönheit nehmen, wenn sie der Vater nicht hat und die Mutter erst recht nicht.

Erna: Die Kinder muß man nehmen, wie der Himmel sie schickt. Ich bin froh, daß ich sie habe.

Barbara: Und daß ich keine Kinder habe, edle Seele!

Wie lange wirst Du sie denn noch haben, Erna? Wie lange, glaubst Du noch? Schaue sie nur an, diese Schwächlinge! Wie lange werden sie denn noch leben? Ein halbes Jahr vielleicht und wenn es lange dauert, ein Jahr.

Grete: Mutti, ich muß schon in die Grube?

Erna (weinend): Weißt Du, Barbara, über mich kannst Du sagen, was Du willst. Aber meine unschuldigen Kinder solltest Du mit Deinem Geifer verschonen. Sie sind meine Zukunft. Sie sind das Einzige, was ich der Nachwelt überliefern kann und wenn Dir nichts auf Erden heilig ist, die Kinder sollten Dir heilig sein.

Grete: Mutti, ich fürchte mich, die Tante ist der Wolf.

Hans: Mutti, ich bitte Dich, gehen wir fort; ich fürchte mich.

Grete: Mutti, ich fürchte mich. (Die Kinder drängen sich an Erna heran, die mit ihnen dem Vorzimmer zugeht.)

Barbara: Geht nur! Geht nur! Mir ist nichts zuwiderer als dieses Jammern und Weinen. Geht nur! (Plötzlich geht sie zur Türe und ruft der Erna nach) Erna, Du kommst doch bald wieder mit Deinen lieben Kindern! (Dann lacht sie teuflisch auf und geht voll höllischer Freude im Zimmer herum).

Dritte Szene.

Barbara, Vinzenz.

Vinzenz (stürzt wie ein Wahnsinniger herein).

Barbara (verliert beim Anblicke Vinzenzens alles Teuflische. Sie wird fast demütig).

Vinzenz: Erwürgen könnte ich Dich, Weib! Mit kaltem Blute erwürgen, unmenschliches Weib!

Barbara (sieht ihn fest an): Ich kann ihnen nur tropfenweise zurückzahlen, was sie scheffelweise über mich ergossen haben.

Vinzenz: Rede nicht vom Rückzahlen, vom Vergelten!

Es steht uns Menschen gar nicht gut, von Vergeltung zu reden. Verzeihen soll unser Losungswort sein!

Barbara: Ich kann ihnen niemals verzeihen, daß sie mich wieder in den Sumpf zurückstoßen wollten, eben in dem Augenblicke, in dem ich mich mit meiner letzten Kraft herausgearbeitet hatte.

Vinzenz: Und selbst wenn sich die Menschen in ihrem Unverstande zu einer solchen Grausamkeit hätten hinreißen lassen, wärest Du nicht berechtigt, eine arme, gutmütige Frau wie die scheußlichste Bestie zu behandeln.

Barbara: Ich habe die Menschen noch nie anders als, als scheußlichste Bestien gesehen. Selbst die jüngsten Herrchen sind wollustgierige Bestien.

Vinzenz: Als ich Frau Erna mit Hans und Grete weinend fliehen sah, da hätte ich Dich am liebsten ermordet.

Barbara: Dann hättest Du auch all die Leute ermorden müssen, die mich mit meiner Vergangenheit zu foltern begonnen, als ich mich zur Reinheit durchgerungen hatte. Für mich gibt es bei den Leuten immer nur eine Vergangenheit; für alle anderen Menschen ist die Gegenwart das Wichtigste. Für Erna kannst Du eintreten, warum?

Vinzenz: Weil Du sie unschuldigerweise marterst.

Barbara: Haben sie nicht auch mich unschuldigerweise gemartert?

Vinzenz: Ja, gewiß! Sei großmütig und verzeihe ihnen!

Barbara: Und niemals, Vinzenz, hast Du gesagt, daß Du sie ermorden möchtest! Wenn ein Mann eine Frau verteidigt .... Was schleicht sich da für ein fürchterlicher Gedanke an mich heran? Vinzenz, gestehe es ein! Du liebst Erna! Du liebst sie!

Vinzenz: Du siehst Gespenster am hellichten Tage.

Barbara: Vinzenz, gib mir klare Antwort, sonst töte ich Erna, wo ich sie treffe.

Vinzenz: Auf einen solchen Vorwurf weiß ich keine Antwort.

Barbara: Du mußt mir antworten, Vinzenz!

Vinzenz: Daß ich Erna nicht liebe, mußt Du fühlen. Beweisen kann ich es Dir nicht.

Barbara: Du willst, daß Erna meine beste Freundin werde, damit sie sich völlig ungebunden in Deinem Hause bewegen kann und Du ungehindert zu ihr gehen kannst!

Vinzenz: Bist Du von Sinnen Weib?

Barbara: Warum sagst Du nicht, daß Du mich nur allein liebst?

Vinzenz: Barbara, nach solch himmelschreienden Auftritten, bin ich so erschüttert, daß ich Dir kein gutes Wort sagen kann. Da ist es mir, als hätte ich Dich verloren, als gäbe es keine Brücke zwischen unseren Herzen.

Barbara: Ich aber kenne die Brücke. Erna hat Hans und Grete.

Vinzenz: Nein, nein, so war es nicht gemeint. Die Kinder verteilt der Himmel; wir werden nicht gefragt, ob wir sie wollen oder nicht.

Barbara: Und trotzdem rechten die Leute mit mir und nicht mit dem Himmel, weil ich keine Kinder habe.

Vinzenz: Die Leute und immer die Leute! Verzeihe den Leuten ihren Unverstand und sie werden auch Dir verzeihen.

Barbara: Sie haben mir nichts zu verzeihen. Sie haben eine große Schuld an mir zu sühnen. Sie waren Schuld daran, daß ich jenseits des Sumpfes zur Welt kam und den Sumpf durchwaten mußte, um zum Leben zu gelangen.

Vinzenz: Barbara, das menschliche Leben läßt sich von so verschiedenen Seiten betrachten, daß man schließlich nicht mehr weiß, was recht und was unrecht ist. Ich weiß es längst nicht mehr, aber ich weiß, daß nur die Liebe zu den Menschen uns wahrhaft fröhlich macht.

(Es klopft dreimal dumpf an die Türe.)

Barbara: Sie kommt! Lasse mich allein!
Vinzenz: Wer kommt?
Barbara: Frage nicht. Lasse mich allein! Ich bitte Dich, lasse mich allein.
Vinzenz (geht durch die Türe im Hintergrunde hinaus).

Vierte Szene.

Barbara. Eine Frauengestalt.

(Im Zimmer wird es immer dunkler bis es finster ist.)

Barbara (ist voll Angst. Sie zündet den Luster an).

Eine Frauengestalt ist während der Finsternis in das Zimmer gekommen. Sie ist in einen merkwürdig schillernden, bunten Mantel gehüllt. Die Mantelfalten glitzern wie Flußwellen im Mondenscheine. Sie erscheint bald alt, bald jung. Ein eigentümlicher Schimmer geht von ihr aus).

Eine Frauengestalt: Ich habe Euch gesucht.

Barbara: Ihr habt mich nicht gesucht. Ich habe Euch rufen lassen, ich habe Euch dreimal rufen lassen.

Eine Frauengestalt: Ihr hättet mich tausendmal rufen lassen können, ich wäre nicht gekommen, wenn nicht die Stunde geschlagen hätte, in der ich Euch suchen mußte. Ich komme zu allen, die mit dem Leben ringen, wenn die Stunde der Entscheidung naht.

Barbara: Sagt mir etwas, damit ich an Euch glauben kann.

Eine Frauengestalt: Es war ein klarer Herbstabend. Da standet Ihr auf einem Friedhofe, der über einem See lag.

Barbara: über dem Hallstättersee.

Eine Frauengestalt: Ja, über dem Hallstättersee. Der See war ruhig, unergründlich ruhig, die Berge starr, unerforschlich starr. Da kamen Raben geflogen und Krähen, die krächzten und kreischten.

Barbara: Sie verfolgten einen Falken.

Eine Frauengestalt: Sie verfolgten einen Falken. Der Falke stieg immer höher und die Raben konnten ihn nicht erreichen, nicht einmal mit ihrem Gekreische. Der Falke flog der Sonne nach, die sein braunes Gefieder goldig wie einen Königsmantel verbrämte.

Barbara: Der Falke flog der Sonne nach.

Eine Frauengestalt: Da dachtet Ihr: Ich möchte ein Falke sein und die Raben tief unter mir lassen.

Barbara: Und?

Eine Frauengestalt: Und er ist meine Sonne.

Barbara: Und er ist meine Sonne. Ich glaube an Euch.

Eine Frauengestalt: Ihr glaubet an mich. Auch ich muß an Euch glauben lernen. Die Menschen müssen einander vertrauen, wenn ein gutes Werk gelingen soll.

Barbara: Fragt immer zu!

Eine Frauengestalt: Wo seid Ihr auf die Welt gekommen?

Barbara: Ich weiß es nicht.

Eine Frauengestalt: Wer war Euer Vater?

Barbara: Ich weiß es nicht.

Eine Frauengestalt: Wer war Eure Mutter?

Barbara: Ich weiß es nicht.

Eine Frauengestalt: Wer hat Euch erzogen?

Barbara: Fremde Leute. Jedes Jahr andere fremde Leute.

Eine Frauengestalt: Was habt Ihr Euch als Kind am sehnlichsten gewünscht?

Barbara: Als Kind hatte ich keinen anderen Wunsch, als nur einmal im Leben mich satt essen zu können und im Winter nicht frieren zu müssen.

Eine Frauengestal : Die schönsten Gespielinnen der Jugend hattet Ihr: Hunger und Kälte!

Barbara: Und die fremden Leute!

Eine Frauengestalt: Wonach habt Ihr Euch als Mädchen gesehnt?

Barbara: Als Mädchen wollte ich über den Menschen schweben wie die Engel in der Kirche.

Eine Frauengestalt: Und als junge Frau?

Barbara: Als junge Frau wollte ich die Eva im Paradiese sein und wollte nur Tiere um mich haben und keinen Menschen kennen als den Adam.

Eine Frauengestalt: Habt Ihr nach ihm gesucht?

Barbara: Ich habe lange nach ihm suchen müssen und bin weit irre gegangen. Aber endlich habe ich ihn doch gefunden.

Eine Frauengestalt: Und jetzt sucht Ihr das Paradies?

Barbara: Jetzt suche ich das Paradies.

Eine Frauengestalt: Ihr seid ein merkwürdig Menschenkind. Ihr wollt in das Paradies und das Paradies ist kein Aufenthalt für Menschen. Auch Adam und Eva haben es verlassen müssen, um im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot zu verdienen. — Liebt Ihr ihn sehr?

Barbara (fest und innig): Ich liebe ihn!

Eine Frauengestalt: Was ist Euer Wunsch?

Barbara: Mein sehnlichster Wunsch und mein fester Wille ist, mit ihm allein zu sein auf einer Insel, die kein Mensch betritt, der uns ein Tröpfchen unseres Glückes trüben könnte; mit ihm allein zu sein auf der Insel der Seligen.

Eine Frauengestalt: Mit ihm allein? Er hängt aber an den Menschen.

Barbara: Er wird sich von allen Menschen lossagen, da ich allein mit ihm leben und allein mit ihm sterben will. Er soll der Einzige der Einzigen sein.

Eine Frauengestalt: Allein sein kann der Mensch nur mit einem großen Kummer, einem großen Schmerze.

Mit einem großen Glücke, einer großen Freude kann er nicht allein sein. Der Mensch ist für den Menschen geboren; es lebt und wirkt einer für den anderen.

Barbara: Ich bin kein Mensch wie die anderen; darum begreifen auch die anderen nicht, daß er mich zur Gefährtin hat wählen können, ohne zu fragen, woher ich gekommen bin und wohin ich gehen will. Ich aber will fort von den Menschen, fort mit ihm!

Eine Frauengestalt (wirft den Mantel auf den Boden, daß er im Halbkreise um sie niederfällt. Sie läßt sich nieder und starrt in die Flußwellen der Falten): Die Liebe und der Haß, die hausen eng beisammen. — Wie sich die Falten werfen und wie die Wellen fließen, so soll es sein! Stört mich nicht, daß ich mein Sprüchlein finde!

(Es wird finster. Aus der Finsternis tönen die Worte):

Ich weiß keinen Weg
Von den Menschen hinweg
Als den einen,
Den Verzweiflung erkürt,
Der zum Tode Dich führt!
Weiß sonst keinen!

Lieb' die Menschen nur all',
Daß in Dir widerhall'
Ihr Lachen und Weinen!
Dann wirst Du allein
Mit dem Einzigen sein,
Mit dem Einen.

Vorhang.

Dritter Akt.

Ein Wohnzimmer. Die Türe in der Hinterwand führt in das Vorzimmer. In der linken hinteren Ecke ein kleiner Divan und Stühle. In der rechten hinteren Ecke eine Kredenz. Links eine Türe, die in das Besuchszimmer führt. Vorne an der linken Seitenwand ein Klavier, auf dem mehrere Klavierauszüge deutscher Opern liegen. Zwischen Klavier und Wand ein Klaviersessel. In der rechten Seitenwand zwei Fenster mit Vorhängen. Am Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ein Schreibtisch, vor ihm ein bequemer Stuhl, über ihm ein großes Bild (Arnold Böcklin: „Der Eremit"). In der einen Fensternische ein Nähtischchen, in der anderen ein Blumentisch. In der Mitte des Zimmers ein großer viereckiger Tisch und vier Stühle. Die Wände sind mattgrün. In der Mitte der Decke ein Luster. Es ist später Nachmittag.

Erste Szene.

Dorothea, Marie.

Marie (ist von der Leiter, die neben dem Schreibtisch steht, herabgestiegen; sie hat ein Staubtuch in der Hand und staubt weiter ab).

Dorothea (staubt während des Redens auch ab): Haben Sie das Bild recht gründlich abgestaubt, Marie?

Marie: So gründlich, daß ich beinahe von der Leiter herunter gefallen wäre.

Dorothea: Das wäre eine nette Bescherung geworden. Die Frau Doktor als Gast und kein Mädchen zum Bedienen.

Marie: Ja ein Dienstmädchen darf nicht krank werden und wenn es trotzdem einmal krank wird, so muß es so

rasch als möglich gesund werden oder sterben. Die Krankheiten hat unser Herrgott nur für die reichen Leute erschaffen.

Dorothea: Nun so schlecht steht es wieder um Sie nicht, aber die Erkrankung eines Dienstmädchens bleibt immer ein Unglücksfall für die ganze Familie.

Marie: Natürlich, man nimmt sich doch nur eine Hausgehilfin deshalb, weil man die Arbeit allein nicht bewältigen kann, nicht damit man sie pflegt und doppelt so viel Arbeit hat, als wenn man allein wäre. (Zu sich selbst) Also Marie, bleibe gesund oder stirb!

Dorothea: Nein, nein, nein! Sie brauchen sich vor keiner Krankheit zu fürchten. Wenn Sie einmal krank werden sollten, sorgen wir einen Monat für Ihre Pflege und dann muß Ihre Heimatsgemeinde für Sie sorgen. Da wir selbst Sie aber nicht pflegen können, bringen wir Sie in ein Spital.

Marie: O je! Eine Spitalschwester soll aus mir werden! Da möchte mein Bräutigam schauen, wenn er hört, daß seine Braut im Spital ist.

Dorothea: Ja, liebe Marie, ich möchte Sie gern pflegen und solange pflegen, bis Sie gesund sind, aber dazu reichen weder meine Mittel noch meine Kräfte aus. Ich bin es nicht imstande.

Marie: Ich verlange es auch nicht. Die Bilder sind abgestaubt und ich bin trotzdem noch am Leben. Es ist immer lebensgefährlich, auf diesen Leitern herum zu klettern; sie können noch so massiv ausschauen und noch so viel kosten, wenn ich hinaufsteige, wackeln sie alle!

Dorothea: Und doch hat es sein müssen!

Marie: Von dieser Notwendigkeit bin ich gerade nicht überzeugt. Die Frau Doktor wird doch keine Leiter mitbringen, damit sie nachschauen kann, ob die Bilder abgestaubt sind und unsere Leiter geben wir ihr nicht. Ich trage sie dann sofort in die Bodenkammer hinauf.

Dorothea: Weil Sie so ungläubig sind, muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Als die Frau Doktor das letztemal bei uns gewesen ist, hat sie zufällig ihr neues, in Gold gefaßtes Opernglas mitgebracht und es uns gezeigt. Die Lia hat nun, vorlaut wie sie schon ist, gesagt, sie möchte sich gern überzeugen, ob das Opernglas auch so gut als schön sei. Da hat die Frau Doktor damit herumgeguckt und dabei laut und oft gerufen: Das Opernglas ist von ungewöhnlicher Güte! überzeugt Euch nur! Man sieht mit ihm sogar beim Lampenlicht den Staub, der auf den Bilderrahmen liegt.

Marie: Eine entsetzliche Frau muß die Frau Doktor sein! Ich bliebe keine Stunde bei ihr.

Dorothea: Und doch bleiben die Mädchen bei ihr länger als bei mir, weil sie soviel zu verschenken hat.

Marie: Geschenke hin, Geschenke her! Was bekommt man denn von einer Gnädigen? Alles das, was sie selbst nicht mehr mag und das mag ich auch nicht.

Dorothea: Wenn ich allein mit Ihnen bin, können Sie mit mir reden, wie Ihnen Ihr kecker Schnabel gewachsen ist. Ich bin an Ihre Derbheit schon gewöhnt. Aber vor der Frau Doktor müssen Sie ungemein artig sein, sonst bekommen Sie am Ende noch Prügel.

Marie: Gnädige Frau, da schauen Sie meine Arme an! Da fühlen Sie meine Muskel! Ich möchte die Frau kennen, die mich prügelt! Zum mindesten kriegt sie ebenso viel blaue Flecken wie ich.

Dorothea: Aber Marie, in welchen Ausdrücken sprechen Sie denn mit mir!

Marie: Noch dazu ist mein Bräutigam Athlet.

Dorothea: Mit Ihnen kann man doch kein vernünftiges Wort sprechen. Was hat die ganze Geschichte mit Ihrem Bräutigam zu tun?

Marie: Ja, es ist gut, daß die Geschichte nichts mit meinem

Bräutigam zu tun hat, sonst gäbe es sicherlich ein paar Tote.

Dorothea: Ich habe genug von Ihrer Kraft und Ihren Kraftausdrücken. — Wenn nur alles in Ordnung wäre!

Marie: Es wäre doch das Gescheiteste, man ließe alles wie es ist. Es *soll* überall der Staub fingerdick liegen, es *soll* alles schmutzig und zerrissen sein. Dann könnte sich die Frau Doktor doch herzlich darüber freuen, daß es bei ihr viel schöner ist als bei uns.

Dorothea: Sie kennen die Frau Doktor nicht, Marie. Dann würde sie einen entsetzlichen Lärm schlagen, daß wir ihr die schuldige Achtung verweigern und nicht einmal unsere Wohnung instand setzen, um sie würdig empfangen zu können. Sie will, daß wir die Wohnung so schön als möglich machen und daß trotz aller unserer Bemühungen unsere Wohnung nicht halb so schön ist wie die ihre. Ich aber will ihr zeigen, daß unsere Wohnung trotz ihrer Einfachheit tausendmal schöner und geschmackvoller ist als ihre kostbaren Rumpelkammern.

Marie: Ich bin doch neugierig, wann die gnädigen Frauen einmal gescheiter werden! Es ist doch eine wie die andere.

Dorothea: Ich bin neugierig, wann *Sie* endlich einmal zuerst bedenken werden, was Sie sagen wollen. — Genug! — Jetzt muß ich Ihnen noch einmal erklären, was Sie zu tun haben werden. Wenn die Frau Doktor klingelt, lassen Sie alles liegen und stehen und springen zur Türe, aber nicht wie ein Tiger auf seine Beute, sondern zart und fein. Die Türe öffnen Sie rasch. Die Frau Doktor darf keinen Augenblick warten müssen.

Marie: Da stelle ich mich einfach zur Türe und warte.

Dorothea: Dann würde die Frau Doktor sagen, wir lauern wie Banditen auf sie. — Sie selbst drücken sich nach dem Öffnen in irgend eine Ecke und lauern darauf, der Frau Doktor beizustehen, wenn wir selbst eine Gelegenheit, ihr behilflich zu sein, übersehen sollten.

Marie: Sagen darf ich gar nichts?

Dorothea: Zu reden haben Sie überhaupt nichts. Wenn *Sie* aber die Frau Doktor beim Hereintreten ansehen sollte, dann machen Sie eine tiefe Verbeugung und blicken nicht eher auf, als bis sie vorübergerauscht ist.

Marie: Eine Verbeugung? Wie macht man eine Verbeugung?

Dorothea (zeigt es): So!

Marie (macht es möglichst ungeschickt nach).

Dorothea: Nur mit dem Kopfe hinunter, so weit Sie können!

Marie: Da klettere ich lieber den ganzen Tag auf den wackeligen Leitern herum als daß ich eine Verbeugung mache.

Dorothea: Es ist möglich, daß die Frau Doktor Ihnen ihren Hund übergibt. Dann greifen Sie ihn an, wie wenn er aus dünnstem Glase wäre und sagen: Schöner Bello, herrlicher Bello! Du hast aber schöne Augen! Und seidene Haare!" und was Ihnen sonst noch Schönes einfällt.

Marie: Mir fällt aber nie etwas Schönes ein!

Dorothea: Wenn Ihnen nichts mehr einfällt, dann küssen Sie ihn, aber ja nicht auf den Kopf! Auf den Kopf küßt ihn nur die Frau Doktor!

Marie: Ich soll einen Hund küssen? Ich darf überhaupt niemand küssen, mein Bräutigam erlaubt es nicht, am allerwenigsten einen Hund.

Dorothea: Den Bello *müssen* Sie küssen, während Sie ihn der Frau Doktor nachtragen.

Marie. Gnädige Frau, könnte die Frau Doktor nicht vor dem Hause erwartet werden? Da wäre ich wenigstens nicht die Erste, die die Frau Doktor erblickt.

Dorothea: Wir haben die Frau Doktor auch schon vor dem Hause erwartet und damals hat sie außerordentlich verärgert gefragt, ob wir glauben, daß sie allein nicht

unsere Tür finde. Seit dieser Zeit erwarten wir sie nicht mehr vor dem Hause. Es ist ja auch möglich, daß ich selbst die Türe öffne. Ich sage Ihnen nur deshalb alles, damit unter keinen Umständen die Frau Doktor einen Augenblick warten muß, und Sie wissen, was zu tun ist, wenn wir ihre Ankunft nicht sofort bemerken sollten.

Marie: Ich habe noch nie in meinem Leben einen Hund geküßt.

Dorothea: Der Bello ist so nett und rein, daß wir selbst ihn küssen.

Marie: Ich will mich in Gottes Namen auch dazu zwingen. — Vom Herrn Doktor sagen mir gnädige Frau gar nichts!

Dorothea: Um den Herrn Doktor kümmern Sie sich gar nicht, der ist ganz Nebensache. Sie sehen nur immer auf die Frau Doktor. Für Sie besteht überhaupt nichts als die Frau Doktor. Sie müssen alle ihre Wünsche erraten, sie darf kein Verlangen mit Worten äußern. Sie müssen alles unaufgefordert herbeischaffen. Wehe, wenn Sie einen ihrer Blicke nicht verstehen! Dann bricht das Gewitter los. Schauen Sie nur auf mich, wenn Sie nicht wissen, was Sie tun sollen. Ich werde Ihnen schon den richtigen Blick geben.

Marie: Ich habe mit meinem Bräutigam zwar auch schon die Augensprache geübt, weiß aber trotzdem nicht, ob ich die Augensprache der Frau Doktor verstehen werde.

Dorothea: Denken Sie nicht fortwährend an Ihren Bräutigam, sondern an die Frau Doktor!

Zweite Szene.

Marie, Dorothea, Adolf, Heinz, Lia.

Adolf (kommt mit Heinz und Lia aus dem Vorzimmer): Um Gotteswillen, arbeitet Ihr noch immer! Könnt Ihr zu keinem Ende kommen?

Dorothea: Nein, wir kommen solange zu keinem Ende als wir arbeiten müssen.

Adolf: Die Leiter ist auch noch da und die Tante kann jeden Augenblick kommen. Wenn Euch einmal der Reinigungskoller befällt, gehört Ihr zu den unheilbar Kranken.

Dorothea: Die Leiter muß da bleiben, weil wir nicht wissen, ob wir sie nicht doch noch brauchen können.

Adolf: Fort mit der Leiter! Fort mit Euren Staubtüchern! Ich will endlich einmal Ruhe haben! Heinz, Lia greift zu!

Heinz: Marie, packen Sie an! (Zu Lia) Prinzessin Lia, wollt Ihr nicht Schutz in Euerer Sänfte suchen? Es wehen die Lüfte so kühl.

Lia (setzt sich auf die Leiter, die von Heinz und Marie getragen wird).

Lia: Der Tau liegt noch immer auf dem Grase; die vielen Himmelstränen betrüben mich. Tragt mich in mein Schloß zurück.

Heinz: Marie, jetzt rasch, über Stock und Stein, über Gruben und Graben!
(Sie tragen Lia rasch hinaus und versuchen sie dabei von der Leiter zu werfen. Sie hält sich fest und schreit. Schließlich verschwinden die drei mit viel Lärm.)

Dritte Szene.

Dorothea, Adolf.

Adolf: Ich habe diese überlaute Fröhlichkeit nicht gern; sie kündet Böses an!

Dorothea (staubt weiter ab): Lasse doch den Kindern diese harmlosen Freuden! Solange die Tante nicht da, leben wir in völliger Freiheit.

Adolf: Jetzt höre mich endlich an und lasse das dumme Abstauben sein!

Dorothea: Erstens ist das Abstauben nicht dumm, sondern

notwendig, und zweitens höre ich Dich auch, wenn ich abstaube.

Adolf: Mich macht dieses Herumfuchteln und dieses Geklapper und Gepolter nervös! Lasse es sein!

Dorothea: Ich bin ohnehin schon zu Ende.

Adolf: Dorothea, ich bitte Dich mit aufgehobenen Händen, mache nur heute keinen Unsinn!

Dorothea: Habe ich überhaupt schon jemals einen Unsinn gemacht?

Adolf: Ich will heute nicht streiten, ich darf heute nicht streiten, ich muß alle meine Kräfte für die große Stunde aufsparen, die bald geschlagen haben wird. Lasse nur heute Barbara bedingungslos den Vorrang. Überlege Dir zuerst tausendmal, was Du zu sagen hast. Am liebsten wäre es mir, wenn Du gar nichts reden würdest.

Dorothea: Solch ein Verlangen! Wie sähe denn das aus, wenn ich nichts reden würde! Als ob ich zu dumm zum Reden wäre.

Adolf: Du bist so unbeholfen. Du bist freundlich, wenn Du zürnen solltest und Du zürnst und zankst, wenn Du freundlich sein solltest.

Dorothea: Mit mir haben sich noch alle Leute vertragen, mit Barbara kein Mensch.

Adolf: Siehst Du, da hast Du es wieder! Wenn Du Barbara gewinnen willst, darfst Du ihr nicht mit dem Gedanken gegenübertreten, daß sie schlechter sei als Du. Dieser Gedanke ist die Wurzel zu allem Übel, zu allem Zank und Hader und Streit und Verdruß. Du verachtest sie im Grunde Deines Herzens und diese Verachtung schleicht sich in alle Worte ein, die Du zu ihr sprichst, sie guckt verstohlen aus allen Blicken heraus, die Du ihr zuwirfst und sie haftet allen Handlungen an, die Du ihretwillen unternimmst. Es gibt gar keinen so dichten Mantel der Verstellung, daß diese Verachtung

nicht doch hindurchschimmern würde. Darum ist es solange unmöglich Frieden zu stiften, als Du ihr nicht von Herzen gut bist.

Dorothea: Bist Du ihr vom Herzen gut?

Adolf: Ich gestehe ehrlich ein, daß es mir trotz aller Vorwürfe, die mir mein Verstand macht, nicht gelungen ist, einen letzten Rest von Verachtung aus mir herauszubringen. Ich weiß auch warum. Ich habe ein zu glückliches Leben geführt. — Wenn ich aber wieder an Vinzenz denke, will ich nichts als den Frieden.

Dorothea: Sie hat die Zwietracht in unser Haus getragen, sie soll sie auch wieder forttragen, nicht wir! Sie hätte uns einladen sollen!

Adolf: Wir haben auch mitgeholfen, die Zwietracht in unser Haus zu bringen. Hätten wir sie nicht als verabscheuungswürdig erklärt, ehe wir sie und ihre Lebensgeschichte gekannt haben, dann wäre vieles anders geworden.

Dorothea: Wir konnten doch nicht eine solche Heirat gutheißen.

Adolf: Vielleicht hätte sie Vinzenz gar nicht geheiratet, wenn wir nicht so dagegen gewesen wären. Er war immer geneigt, das zu tun, was die anderen als unmöglich oder als verfehlt erklärten. Wider den Strom zu schwimmen, war von Jugend auf seine Leidenschaft.

Dorothea: Mich wundert es nur, daß Du nicht erklärst, wir wären an dem Vorleben Barbaras Schuld.

Adolf: Auch daran sind wir Schuld, weil wir es ruhig geschehen lassen, das unsere Mitschwestern nicht wie Menschen, sondern wie ein Vergnügungsgegenstand, wie eine Sache behandelt werden. Wir erklären sogar diese Art von Menschenbehandlung als notwendig oder doch als unvermeidlich, da wir nicht imstande sind, unseren jungen Leuten beizeiten die Mittel zum Eheleben und unseren Eheleuten die Mittel zur ausreichenden Er-

nährung ihrer Kinder zu geben. Das Notwendige oder das Unvermeidliche darf aber niemals Gegenstand unserer Verachtung, sondern nur Anlaß zur Weltverbesserung sein.

Dorothea: Ach Gott, was die Männer alles wissen! Wenn Barbara nicht so schön wäre, würdest Du Dich ihrer sicherlich nicht so annehmen.

Adolf: Es kämpft sich leichter für eine schöne Frau als für eine häßliche.

Dorothea: Barbara ist nicht nur schön, sondern auch unglücklich. Wie könnte da ein Mann ihrem Zauber sich entziehen?

Adolf: Dorothea, so ist es! Barbara ist eine unglückliche Frau. Sie hat das Unglück gehabt, den rechten Weg zum Leben zu verfehlen, sie ist aber auch auf dem unrechten Weg zum Leben gekommen. Dennoch lastet ihre unglückliche Jugend schwer auf ihr. Lasse uns ihr die Last erleichtern! Dorothea, Du bist sonst allen Menschen gut und enthältst keinem Dein Mitleid vor! Warum willst Du diese Unglückliche nicht trösten helfen?

Dorothea: Sie braucht meinen Trost nicht. Sie ist schön und jung und reich, sie kann sich selbst trösten.

Adolf: Mit Jugend und Schönheit läßt sich vieles erreichen, noch mehr mit Geld. Aber auch diese Mächte finden ihre Grenzen. Einen makellosen Ruf muß man sich anders erwerben als mit Geld. Geld befleckt immer. Wer viel mit Geld umgeht, besudelt sich. Barbara hat sich ja vom Gelde losgerissen, um die Achtung ihrer Mitmenschen zu erringen.

Dorothea: Wer kann Barbara achten?

Adolf: Ich achte sie. Sie hat Vinzenz vollkommener und sein Haus zu einem Heim gemacht. Eine Frau, die solches leistet, ist selbst dann zu achten, wenn uns ihre Vergangenheit mit Entsetzen erfüllt, denn dann ist diese Vergangenheit ihr selbst die größte Qual.

Dorothea: Wenn ich wüßte, daß der Gedanke an ihr Vorleben sie quält, könnte ich ihr gut werden. Ich glaube aber, daß ihre Vergangenheit ihr größter Stolz ist. So oft ich ihr noch die Hand zur Versöhnung gereicht habe, hat sie dieselbe übersehen oder zurückgestoßen. Ich dränge mein Mitleid niemand auf. Stolz gegen Stolz!

Adolf: Du verkennst Barbara. Nicht auf ihr Vorleben ist sie stolz, sondern auf die Überwindung ihrer Vergangenheit. Du nimmst ihr ihren letzten Trost, wenn Du ihr diesen Stolz nimmst.

Dorothea: Ich will es also noch einmal versuchen, mit Barbara mich zu verständigen. Ich glaube an kein Gelingen.

Adolf: Du mußt an das Gelingen Deines Werkes glauben, sonst gelingt es dir nicht. Glaube nur daran, nur heute glaube daran!

Dorothea: Ich begreife nicht, daß Du dieses Weib in Schutz nehmen kannst!

Adolf: Aber Dorothea, ich habe sie zu mir als Gast gebeten, damit wir Frieden schließen. Darum muß ich das Gute an ihr beleuchten; das Schlechte kennen wir alle zur Genüge.

Dorothea: Du willst also wirklich ehrlich Frieden schließen?

Adolf: Ja ich möchte wieder einmal Ruhe haben.

Dorothea: Und dieses Weib soll uns Ruhe, Frieden, Eintracht bringen?

Adolf: Ich meine es so redlich mit ihr und opfere ihr soviel von meinen Ansichten, daß auch sie sich ändern muß, wenn sie überhaupt einer menschlichen Regung fähig ist. Wenn Du mir hilfst, erhoffe ich von dem Besuche das Beste. Bist Du gegen mich, dann ist von vornherein alles verloren.

Dorothea: Wenn alles von mir abhängt, Adolf, dann muß ich Dir ja helfen.

Adolf: Ich habe es ja gewußt, daß Du nicht hartherzig sein kannst!

Dorothea: Du hast es gewußt?

Adolf: Ja! Wozu hättest du dann die ganze Wohnung umgestürzt?

Dorothea: Auf diesen Stelzen wackeln Deine Schlüsse daher! Du kennst die Frauen schlecht. Die Wohnung habe ich hergerichtet, um über sie zu triumphieren! Ja deshalb, nicht um sie zu versöhnen!

Adolf: Kein Wort weiter! Du hilfst mir, Frieden zu stiften! Das muß Dein letztes Wort sein und bleiben!

Dorothea: Du bist so voll Angst, Adolf, daß ich Dir helfen muß. Ich will in Gottes Namen alles vergessen, was war, und die Friedensarbeit vom neuen beginnen.

Adolf: Amen! — Schicke mir jetzt die Kinder, damit ich sie belehren kann.

Dorothea (geht in das Vorzimmer hinaus).

Vierte Szene.

Adolf, Heinz, Lia.

Lia: Au, Väterchen! Mich schmerzen alle Knochen. Sie haben mich doch noch richtig von der Leiter herab geworfen.

Heinz: Vater, die Lia hätte auch freiwillig die Sänfte verlassen können.

Adolf: Kinder, es ist jetzt keine Zeit zum Scherzen, es kommt eine Stunde bittersten Ernstes.

Heinz: Es kommt doch nur die Tante.

Adolf: Nur die Tante! Mensch, weißt Du denn, wer die Tante ist und wer sie war? Die Tante ist eine willensstarke, mächtige Persönlichkeit, die den Onkel von uns loszureißen imstande ist.

Heinz: Der Onkel Vinzenz ist dermaßen in der Gewalt einer Frau? Ich habe mir den Onkel als Mann gedacht, als Herren seines Hauses; inzwischen darf er nicht einmal seinen Bruder besuchen, wenn ihm die Tante nicht die Erlaubnis dazu gibt. Ich sollte eine solche Frau haben! Mir sollte eine Frau Befehle erteilen! Wenn ich der Mann dieser Frau wäre, würde sie es ja gar nicht wagen, mir Befehle zu erteilen.

Adolf: Du Grashüpfer, Du junger! Was weißt Du von der Macht einer Frau! Dich darf ja nur solch' ein junges Gänschen mit verdrehten Augen schief lächelnd anschauen, dann bist ihr schon mit Haut und Haar verfallen!

Lia: Väterchen, Du hast recht! Ich könnte Dir von dem Heinz Geschichten erzählen! Er hat ein dickes Heft mit Gedichten voll geschrieben, darunter sind fünf Gedichte über einen blauen Sonnenschirm, siebenzehn über einen Strohhut mit roten Bändern und dreiundzwanzig über weiße, duftige Kleider. Der Heinz ist schon entzückt, wenn er einen blauen Sonnenschirm in der Ferne leuchten sieht; wenn er mit einer meiner Freundinnen reden kann, ist er toll. Und solch ein erbärmlicher Wicht wagt es, die Macht der Frauen zu leugnen.

Heinz: Vater, ich wüßte auch viele Geschichten von der Lia, aber ich schweige.

Lia: Die Männer schweigen immer, wenn sie nichts wissen.

Heinz: Und die Frauen reden immer, trotzdem sie nichts wissen.

Adolf: Genug, Kinder! Hört jetzt mich an! Ihr müßt die Tante behandeln als ob sie eine Königin wäre.

Lia: Sie wird auch strahlend wie eine Königin diese Schwelle überschreiten!

Adolf: Du Lia, halte Deine Zunge im Zaume und erzähle nicht wieder, daß Du irgendwo gewesen bist, wo es schöner war als bei der Tante.

L i a: Väterchen, ich habe in der letzten Zeit nur mehr Trödlerladen betrachtet, damit mir der Sinn für ihre stilvolle Schönheit endlich aufgeht.

A d o l f (Zu Lia): Am besten wird es sein, Du schweigst. (Zu Heinz) Und Du Heinz, tue das, was die Lia tut: Schweige! Schweige auch dann, wenn die Tante sagt, daß Du ein großer Bub geworden bist. Was liegt daran, wenn Du Dich einmal im Jahre zwischen diesen vier Wänden mit „Bub" ansprechen läßt.

L i a (zu Heinz): Bist Du aber ein großer Bub geworden! (Sie hält ihm die Hände zum Küssen hin und da er sie nicht küßt, gibt sie ihm einen Nasenstüber.)

H e i n z: Ich freue mich auf den Besuch wie ein Sommerfrischler auf einen Landregen.

A d o l f (redet sich in einen immer größer werdenden Ärger hinein; zum Schlusse schreit er wie ein Besessener.) Schweigt auch dann, wenn der Hund aus Tantens Schale trinkt und von Tantens Teller ißt. Wenn aber der Bello auf dem Tisch herumläuft, alle Schalen, Flaschen und Teekessel umwirft, wenn das Tischtuch hell auflodert und das Feuer schon die Vorhänge ergreift, dann l a c h t, wie wenn ihr das ergötzlichste Schauspiel der Welt erleben würdet, dann lacht und schreit voll rasender Freude: Welch niedliches, putziges, herziges Tier!

H e i n z: Warum müssen wir diese Unannehmlichkeiten ertragen?

A d o l f: Weil es sich um das Leben Eures Onkels handelt. Wenn er die Tante verläßt, ermordet sie ihn; wenn er a l l e i n bei ihr ist, quält sie ihn zu Tode. Er bedarf unserer. Kinder, ich könnte schreien vor Angst, so zittere ich vor der nächsten Stunde. Wenn sie nur endlich kämen! Sobald sie da sind, bin ich vollkommen ruhig.

L i a: Vater, ich höre sie sprechen. Sie sind da!

Adolf: Ja, mir scheint ich höre sie auch! Kinder eilt hinaus und begrüßt sie! So kommt doch!

Heinz, Lia (lachen, was sie lachen können).

Lia (mit Tränen in den Augen): Väterchen, gehe nur rasch hinaus! Wir kommen sofort, wenn wir uns ausgelacht haben.

Adolf: Ihr seid Fratzen! (Er eilt ins Vorzimmer hinaus).

Heinz: Du hast gute Einfälle, Lia!

Lia: Hast Du gesehen, wie unbeschreiblich albern der Vater dreingeschaut hat!

Heinz: Mit welchem Gepolter er aber jetzt zurückkommen wird. (Sie lachen weiter)

Adolf (stürzt herein): Es ist ganz unpassend, in einer solch ernsten Stunde, mit mir einen dummen, uralten Ulk zu treiben. Kein Mensch ist draußen!

Lia: Väterchen, wir wollten Dir nur Deine Ruhe wiedergeben.

Adolf (zu Lia): Du Range, das ist Dein Werk! Wie nur ein Mädchen so ausgelassen sein kann! (Er muß selbst lachen. Die Kinder lachen darauf noch mehr.) Der Mutter muß ich aber noch sagen — — — — (Er geht ins Vorzimmer hinaus.)

Fünfte Szene.

Heinz, Lia.

Heinz: Mir kommt es erst heute zum Bewußtsein, daß ich eine Tante habe.

Lia: Das glaube ich Dir. Wenn die Tante gekommen ist, haben wir Dich fortgeschickt und wenn wir zur Tante gegangen sind, haben wir Dich nicht mitgenommen. Du bist immer ein Flegel gewesen.

Heinz: Beleidige mich nicht, sonst müßte ich Dir mit meinen Fäusten antworten.

Lia: Welch kläglicher Jurist, der sich nur mit seinen Fäusten verteidigen kann.

Heinz: Jeder verwendet zu seiner Verteidigung das wirksamste Mittel — Ja! — Also, die Tante! Wo ist eigentlich die Tante hergekommen?

Lia: Wir wissen es nicht und sie weiß es auch nicht. Sie war bei einer Schneiderin in der Lehre.

Heinz: Ein ganz gewöhnliches Lehrmädchen war sie?

Lia: Noch weniger! Der Schneiderin ist sie davon gelaufen, um in größerer Freiheit ihr Brot in einer Fabrik zu verdienen.

Heinz: Ein Fabriksmädel war sie?

Lia: Aber nicht lange Zeit, weil sie der Fabriksherr zur Gespielin nahm. Dieser Fabriksherr ließ sie erziehen und versorgte sie gut. Er mußte aber bald heiraten und daher die geliebte Gespielin entlassen. Dann schloß die Tante eine wilde Ehe nach der anderen, die letzte mit einem Fürsten, der ihr ein herrliches Diadem gab, als sie sich von ihm trennte.

Heinz: Sie trennte sich von ihm? So erzählt wohl nur die Tante.

Lia: Nein, damals ist eine ganz merkwürdige Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie wollte nicht mehr schlechtweg die Geliebte sein, sie wollte eine geliebte Gemahlin werden. Um dieses Ziel zu erreichen, ist sie von ihren fürstlichen Höhen herabgestiegen und hat einen ganz gewöhnlichen Kleinkaufmann geheiratet.

Heinz: Der Onkel ist doch kein Kleinkaufmann.

Lia: Rede mir nicht immer drein, Du bist noch lange kein Richter und ich noch lange keine Angeklagte. Der Onkel ist doch ihr zweiter Mann.

Heinz: Sie war Witwe?

Lia: Sei still! Der Kaufmann hat sie nur geheiratet, um ihr Geld zu erhalten. Er meinte, sie sei ein wildes Tier, das man mit der Peitsche zähmen müsse. Sie entfloh ihm und kam blutig geschlagen in die Sprech-

stunde des Onkels. Der Onkel nahm sie auf, heilte ihre Wunden und erwählte sie zur Frau.

Heinz: Trotz dieser entsetzlichen Vergangenheit!

Lia: Trotz dieser entsetzlichen Vergangenheit ist die Tante Barbara mein Ideal.

Heinz: Du hast ja recht nette Ideale, Schwesterlein!

Lia: Ich weiß nicht wie man Jurist werden kann, ohne die geringste Ahnung vom Menschenleben zu haben. Du kennst Deine Tante nicht, Du weißt nicht einmal, daß Du eine Tante hast und Du begreifst nicht, daß diese Tante trotz ihrer Vergangenheit mein Ideal sein kann. Es ist daher überhaupt nicht der Mühe wert, sich mit Dir in ein ernsthaftes Gespräch einzulassen.

Heinz: Du bist noch lange nicht meine Frau, daß Du in diesem Tone mit mir sprechen kannst!

Lia: Ich bin Deine Schwester, die mit ihren kleinen Fäusten noch deutlicher mit Dir sprechen wird.

Heinz: Ich bin dazu bereit, aber zuerst mußt Du mir sagen, warum die Tante Dein Ideal ist.

Lia: Die Tante hat nichts gehabt als das, was sie am Leibe trug; sie war arm und ungebildet und hat aus ureigener Kraft ihr Leben so gestaltet, wie wir es uns mit Hilfe unserer Eltern nicht schöner gestalten können.

Heinz: Wer aus eigener Kraft etwas wird, ist ein Emporkömmling.

Lia: Ich bedauere den Staat, in dem Du einmal Richter sein wirst.

Heinz (anzüglich): Ich hätte auch viel zu Bedauern.

Lia (fühlt sich persönlich getroffen): Sage es heraus, wenn Du es wagst!

Heinz (ausweichend): Nun, zum Beispiel, daß der Onkel sich durch die Tante so hat blenden lassen.

Lia: Ihre Schönheit blendet jeden. Beachte nur, wie sie hereintreten wird. (Sie geht zur Türe und zeigt es) Wie eine Königin wird sie erscheinen, nein wie eine

Göttin, die mit ihren Blicken befiehlt: Kniet Euch nieder und betet mich an!

Heinz: Wenn man aber bedenkt, daß sie unsere Tante ist, kann man sie auf keinen Fall schön finden.

Lia: Bedenken kannst Du bei den Paragraphen Deines bürgerlichen Gesetzbuches, dummer Jurist; beim Anblicke der Tante gibt es kein Bedenken, nur Bewunderung.

Heinz: Lia, noch ein solches Wort und ich boxe.

Lia: Wenn ich nur auch die Männer so blenden könnte! Der Onkel hat sie zur Frau genommen, trotzdem wir alle dagegen waren. Er hat alles aufgegeben, die Verwandtschaft, die Bekanntschaft und sogar die Gesellschaft, um ihr Eigen sein zu können.

Heinz: Der Onkel kann auch noch bereuen.

Lia: Gut, er soll bereuen! Er kann aber niemals es ändern, daß er durch fünf Jahre getan hat, was sie wollte.

Heinz: Ich komme immer zu demselben Schlusse: der Onkel Vinzenz ist ein Schwächling.

Lia: Dem Weibe gegenüber ist der Mann immer ein Schwächling oder ein Barbar.

Heinz: So etwas kann nur eine Frau behaupten, weil die Frauen wünschen, daß es so sei. — Der arme Onkel Vinzenz! Sie ersetzt ihm aber trotzdem die Menschen nicht, er will wieder zurück zu ihnen.

Lia: Er will nicht zurück; wir wollen ihn zurück haben. Ich wünsche mir nichts als einen Gemahl, der alles verliert, um mich besitzen zu können.

Heinz: Diese Enttäuschung gönne ich selbst meinem größten Feinde nicht!

Lia: Auf eine Grobheit antworte ich nur mit einer Grobheit. (Sie boxt auf ihn los.)

Heinz (boxt zurück): Fehl geschlagen! Nimm diesen Schlag dafür!

Lia: Schuft, gemeiner! Getroffen!

Heinz: Au! Auch getroffen! Schlag' nicht so blindlings um Dich herum!

Lia: Da und da und noch einmal da! Hast Du jetzt genug?

Heinz: Hörst Du! Die Tante ist da! Schnell hinaus. (Sie laufen durch das Besuchszimmer hinaus. Heinz voran, Lia hinterdrein. Lia boxt noch immer auf Heinz los.)

Sechste Szene.

Barbara, Vinzenz, Adolf, Dorothea, Lia, Heinz.

Barbara (kommt in tiefster Trauer, auf Dorothea gestützt, schmerzgebeugt herein. Alle haben Taschentücher in der Hand und weinen).

Dorothea: Der Bello hat sterben müssen.

Adolf: Er war aber doch noch so lebenslustig als ich bei Euch war!

Barbara: Er war bis zum letzten Augenblicke lustig. — Er ist mir immer, obwohl er so klein war, vor Freude auf die Schulter gesprungen. Am Freitag saß ich wieder im Salon und der Bello bei mir. Plötzlich wollte er mir auf die Schulter springen, es gelang ihm aber nicht mehr; er fiel zu Boden und war tot.

Dorothea: Wir können die Größe Deines Schmerzes erfassen, weil wir wissen, was Dir der Bello war, liebste Barbara!

Barbara: Der Bello war mein treuester Gefährte. Im tiefsten Unglück war er bei mir und im höchsten Glücke. Alles, was ich erlebt habe, hat auch er erlebt. Er war ein Teil von mir, ich fühle es ganz deutlich; ich bin ärmer geworden, seit er tot ist.

Adolf: Liebste Barbara, es ist uns herzlich leid, daß wir nicht die Macht haben, dieses Unglück ungeschehen zu machen. Nimm die Versicherung unseres aufrichtigsten Beileides entgegen!

Barbara: Alle sollen wissen, wie lieb ich ihn hatte. Ich

werde ihm im Frühling ein Denkmal errichten lassen so herrlich und kostbar, daß jeder erkennen muß, wie wert er mir gewesen ist. Sein Grab muß ein Blumenhügel werden, dessen rote Blüten nie verblühen. Wie eine dunkelgrüne Mondsichel werden Tannen, Fichten und Zypressen um die Blüten herum trauern. Und er selbst wird aus dem dunklen Grün, in Marmor gemeißelt, mir entgegenleuchten! Das Kunstwerk muß so voll Leben sein, daß es mich bei seinem Anblicke ergreift, als ob Bello mich erkennen würde und mir entgegen springen wollte. Er hatte Nelken so gerne! Nur einmal wich er von meiner Seite. Es war bei einem Gärtner. Da blieb er zurück. Wir fanden ihn schlafend in einem Nelkenbeete. Sein Grabhügel soll Nelken tragen!

Adolf: Er war das klügste, schönste und treueste Tier, das ich je gesehen habe.

Barbara: Er war kein Tier! Sagt doch nicht, daß er ein Tier war! Er war mein Bello. Er hat mit mir geweint und gelacht! Kann ein Tier weinen und lachen? Jetzt ruht er draußen unter der weißen Schneedecke.

Dorothea: Er ist von allen Leiden erlöst.

Barbara: Woher weißt Du, daß er von allen Leiden erlöst ist? Weißt Du, ob er nicht um mich trauert?

Adolf: Auf diese Frage wissen wir keine Antwort.

Barbara: Nicht einmal ein Bild habe ich von ihm. Ich habe ihn nie malen lassen, weil ich nie daran gedacht habe, daß ich mich je von ihm werde trennen müssen. Ihr ahnt nicht, wie schwer mich dieser Verlust trifft, der erste Verlust, den ich in meinem Leben erleide. Ich hatte weder Eltern noch Geschwister, ich habe sie daher auch nicht verlieren können. Ich habe auch niemals Kinder gehabt. Ich habe nur den Bello gehabt und den habe ich nun verloren.

Dorothea: Reiße nicht die alten Wunden immer wieder

vom neuen auf! Komm und labe Dich an einer Schale Tee! Du bist ja ganz erschöpft!

Barbara: Ja, ich muß doch noch solange leben, bis mein Bello ein Denkmal hat. Dann kann ich ruhig sterben. (Barbara, Dorothea, Vinzenz, Adolf gehen in das Besuchszimmer.)

Siebente Szene.

Heinz, Lia, später Marie.

Heinz (gedämpft): Was sagst Du zu solch einer schmachvollen Komödie, Lia? — Schwesterchen, mir scheint, Du bist ganz gerührt? Du weinst ja?

Lia (verhalten): Die Tante erbarmt mir, weil ihr um den Hund so leid ist. Dieser Verlust ist ihr erster großer Schmerz, den sie nie wird vergessen können.

Heinz: Mache Dir deshalb keine Sorgen. Der Mensch vergißt alles.

Lia: Sage lieber, die rohen Männer vergessen alles. Frauen können niemals vergessen. — Wie hat Dir die Tante gefallen?

Heinz: Sie wäre sehr schön, wenn sie nicht meine Tante wäre.

Lia: Mein Gott, Du redest, als ob Du schon wirklich Jurist wärest. Was hat die Schönheit einer Frau damit zu tun, daß sie eine Tante ist?

Heinz: Auch eine Schwester ist für ihren Bruder niemals schön.

Lia: Und der Bruder ist immer ein grober, häßlicher, unausstehlicher Bengel, der stumpfsinnig alles über sich ergehen läßt, ohne den geringsten Eindruck zu empfangen. Ja, ja, schau nur recht dumm darein! Auf Dich hat es gar keinen Eindruck gemacht, daß die stolze, königliche Tante in schlichter, schwarzer Tracht, schmerzgebeugt hereingewankt ist!

Heinz: Ich finde, daß sie sich mit diesem Schmerze sehr wohl gefällt.

Lia: Du findest überhaupt nichts. Du bist blind. Die Tante ist auch in Trauerkleidern wunderschön. — Heinz, um dieses Kleid beneide ich die Tante.

Heinz: Seelenschmerz und schöne Kleider! Das wohnt bei Euch jungen Mädchen eng beisammen.

Marie (kommt mit einer Tasse, auf der eine Schale Tee dampft, von links): Potz Zwetschkenbaum und Birn'! Der Frau Doktor ist der Tee zu kalt. Er siedet aber. Ich kann ihn in der Küche auch nicht heißer machen als er im Kessel wird.

Heinz: Siehst Du, Lia, die Tänze beginnen schon wieder. Glaubst Du denn, daß eine Frau im höchsten Schmerze merkt, wie heiß der Tee ist?

Lia: Da hat sicher die Mutter wieder einen Unsinn gemacht.

Marie: Was soll ich tun?

Heinz: Hören Sie mich an, Marie! Sie gehen jetzt in die Küche, stellen die Tasse auf den Tisch und zählen von eins bis hundert. Wenn Sie bei hundert sind, nehmen Sie die Tasse und tragen sie der Frau Doktor durch die andere Türe hinein. Sie können überzeugt sein, daß dann der Tee der Frau Doktor heiß genug sein wird.

Marie: Dann ist er aber kälter geworden.

Heinz: Das glauben Sie! Tun Sie nur, wie ich es Ihnen geraten habe. Sie werden mit dem Erfolge zufrieden sein.

Marie: Ich habe aber keine Schuld, wenn die Frau Doktor damit nicht zufrieden ist!

Heinz: Ich nehme alle Schuld auf mich.

Marie: Das Fräulein Lia ist meine Zeugin, daß ich keine Schuld habe.

Lia: Ja, ja, gehen Sie nur! Zählen Sie aber nicht bis hundert, sondern tragen Sie den Tee sogleich wieder durch die andere Türe hinein.

Marie (geht in das Vorzimmer).

Heinz: Der Streit hat begonnen. Wer weiß, wie er enden wird.

Lia: Warum aber? Vielleicht deshalb, weil wir zurückgeblieben sind?

Heinz: Möglich! Erfinde rasch eine geschickte Ausrede!

Lia: Setze Dich zum Klavier und schlage ein Trauerlied auf!

Heinz (setzt sich zum Klavier): Ein Trauerlied?

Lia: Nein, nein! Irgend ein lustiges Lied, damit wir sagen können, wir hätten Tantens Gemüt erhellen wollen.

Heinz: Also, was soll ich aufschlagen?

Lia: Nimm den „Freischütz"!

Heinz (tut es).

Lia: Schlage auf: Dritter Aufzug, fünfter Auftritt, Agathe allein. „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt . . .

Heinz: Diese alte Leier?

Lia: Beleidige mich nicht! Perlen fischt man nicht für Säue! Übrigens, so schlecht und alt wie Eure Gesetze kann ein Lied niemals werden!

Achte Szene.

Barbara, Vinzenz, Dorothea, Adolf, Heinz, Lia.

(Die Gesellschaft kommt von links. Barbara voran; sie nimmt beim Schreibtische Platz. Dorothea setzt sich ihr gegenüber zum Familientisch Adolf setzt sich so, daß er der Türe zum Vorzimmer den Rücken zukehrt; Vinzenz setzt sich ihm gegenüber. Heinz sitzt beim Klavier; Lia lehnt am Klavier.)

Adolf: Wir haben in unserer Familie auch einen Trauerfall. Ein Verwandter hat sich vor Ablegung seines letzten Rigorosums erschossen.

Dorothea: Aber nicht etwa aus Furcht vor der Prüfung, sondern weil er zur Prüfung nicht zugelassen worden ist.

Die Prüfungskommission hat nämlich noch rechtzeitig entdeckt, daß er ein Verbrecher ist.

Barbara: Ein Verbrecher?

Adolf: Er hat einmal aus dem physikalischen Laboratorium seiner Schule einen kleinen, teuren Apparat entwendet, um daheim Versuche machen zu können. Als der Abgang entdeckt wurde und man den Apparat bei ihm fand, erklärte er, er hätte an die Rückgabe nicht gedacht.

Barbara: Und deshalb ist er ein Verbrecher?

Adolf: Der Tatbestand des Verbrechens war durch sein Geständnis erwiesen, also mußte er verurteilt werden. Der Mensch war noch dazu ein Wahrheitsfanatiker und seine Wahrheitsliebe war von Verstocktheit schwer zu unterscheiden.

Dorothea: Mich wundert es überhaupt, daß man einen Verbrecher studieren läßt!

Adolf: Er ist auch ausgeschlossen worden, hat dann im Auslande weiterstudiert und ist auf diese Art anstandslos zum Hochschulstudium zugelassen worden. Er hat sich durch manche Erfindungen und Entdeckungen bekannt gemacht und ist bis zum letzten Rigorosum gekommen. Da hat ihn sein Schicksal erreicht.

Dorothea: Und dieser Mensch hat unter unseren braven Studenten gelebt! Wie viel Unheil wird er angerichtet haben! Einem Verbrecher ist ja nichts heilig. Ein Verbrecher gehört nicht unter die Menschen.

Barbara: Wohin gehört er denn? Er ist trotz seines Verbrechens ein Mensch. Wenn er nun nicht mehr unter Menschen leben soll, so sollte man ihn doch zum Tode verurteilen.

Dorothea: Es gibt doch so viele Verbrecher. Er soll unter diese Verbrecher gehen.

Barbara: Wodurch unterscheidet sich dieser Selbstmörder

von anderen Studenten? — Was wäre geschehen, wenn der Abgang des Apparates nicht entdeckt worden wäre?

Adolf: Dann wäre er heute schon Doktor und ein angesehener Mann.

Barbara: Also hat ihm nicht das sogenannte Verbrechen, sondern nur die Aufdeckung des Verbrechens geschadet!

Adolf: Natürlich, selbstverständlich! Wer nicht angeklagt wird, kann nicht verurteilt werden.

Barbara: Und einen solchen Zustand nennt Ihr einen Rechtszustand?

Adolf: Natürlich! Unter Menschen ist kein anderer Rechtszustand möglich.

Barbara: Dann bin ich kein Mensch, denn ich begreife nicht, daß ein Mensch durch dieselbe Handlung einmal zum Verbrecher, ein anderes mal zum berühmten Manne werden kann.

Adolf: Er ist von einem öffentlichen Gerichte wegen Verbrechens verurteilt worden. Diese Tatsache genügt, um ihn Zeit seines Lebens aus jeder Gesellschaft auszuschließen.

Barbara: Dann bleibt ihm kein anderer Ausweg als der Tod.

Adolf: Der klügste Ausweg ist immer der Tod. Wer alles auf eine Karte setzt, muß darauf gefaßt sein, alles zu verlieren, weil er auch alles gewinnen kann.

Barbara: Was hat der junge Mann vom Hasardspiel gewußt! — Würdest Du auch so beurteilen, wenn es sich um Deine Kinder handeln würde?

Adolf: Meine Kinder sind Gott sei Dank so erzogen, daß nie und nimmer Verbrecher aus ihnen werden können.

Barbara: Es könnte aber doch sein, daß eines Deiner Kinder sich ganz ahnungslos gegen das Gesetz vergeht und dadurch zum Verbrecher wird.

Dorothea: Barbara, ich finde, Du gehst zu weit! Du

redest ja, als ob meine Kinder knapp vor einem Verbrechen stünden!

Barbara: Man steht immer knapp vor einem Verbrechen und auf Erden ist kein Ding unmöglich.

Adolf: Ich meine auch, daß man über unsere Kinder nicht so reden soll.

Dorothea: Ich verstehe ja, daß Du Dich der Verbrecher annimmst.

Barbara: Warum verstehst Du, daß ich mich der Verbrecher annehme?

Dorothea: Ich wollte nur sagen, daß Du anders erzogen bist wie wir.

Barbara: Ich will Dir aber deutlich sagen, was Du sagen wolltest: Weil ich eine Vergangenheit zu verbergen habe, will ich, daß auch die Vergangenheit anderer verborgen werde. So war Dein innerster Gedankengang, edle Seele! Aber ich habe nichts zu verbergen und habe auch niemals etwas verborgen. Man kann leicht moralisch leben, wenn man vor allen Versuchungen behütet wird. Ich bin im Schlamm gewaten und habe nicht gewußt, daß ich im Schlamme bin. Als mir das Licht durch die Finsternis geleuchtet hat, bin ich darauflos gegangen und habe es trotz aller Hindernisse erreicht. Mein Lebensgang liegt klar vor aller Augen und wer gerecht ist, kann mir die Achtung nicht versagen. Ich aber, ich kenne Euch ihr Menschen! Es ist für Euch so jämmerlich reizend, so wohlfeil, so leicht und unwiderstehlich verlockend einen Menschen mit den Worten abtun zu können: Er hat eine Vergangenheit.

Dorothea: Ich hätte von alledem nichts gesagt, wenn Du nicht meine Kinder verdächtigt hättest.

Barbara: Ich habe Deine Kinder nicht verdächtigt! Wenn Du aber eine Verdächtigung unbedingt heraufbeschwören willst, da hast Du sie: Wem sehen Deine Kinder gleich? Dir nicht und Deinem Manne nicht.

Dahinter steckt Deine Vergangenheit, Deine Vergangenheit!

Dorothea: Bestie, mir das! Mir! Ich habe in der Klosterkirche auf den Knien gebetet, während Du mit jungen Herren von Orgie zu Orgie getaumelt bist. Dirne! (Sie stürzt mit geballten Fäusten auf Barbara los.)

Barbara: Du bist die Bestie. Du bist die Dirne! (Sie stürzt sich ihr entgegen.)

Adolf (tritt rasch dazwischen): Keinen Schritt weiter! Kein Wort mehr! Mutter, Kinder kommt! (Sie gehen links ab.)

Barbara (mühsam herauspressend): Vinzenz, gehen wir! Ich kann mit diesen Bestien keinen Augenblick mehr unter einem Dache weilen!

Vorhang.

Vierter Akt.

Dasselbe Zimmer wie im I. Akte. Die Hundspeitsche hängt bei der Vorzimmertüre.

Erste Szene.

Vinzenz, Therese.

Vinzenz (sitzt im Straßenanzuge beim Schreibtische; er liest in einem Buche).

Therese (schleppt sich mühsam vom Wartezimmer herein und läßt sich auf einen Stuhl neben dem Divan nieder): Herr Doktor, ich bin krank. Ich bin am Ende meiner Kräfte.

Vinzenz: Elend genug sehen Sie aus! Also, was ist es mit Ihnen?

Therese: Meine Füße sind angeschwollen und tragen mich nicht mehr. Von Zeit zu Zeit werde ich so schwindelig, daß ich mich rasch setzen oder anhalten muß, um nicht umzufallen.

Vinzenz: Haben Sie von alledem nicht schon früher etwas bemerkt?

Therese: O ja, aber die gnädige Frau hat mir keine Zeit gelassen, darauf zu achten. Sie hat mich wie eine Sklavin behandelt.

Vinzenz: Daran sind größtenteils Sie schuld. Nur Sie! Ehe Sie gekommen sind, war die gnädige Frau ganz anders, viel milder und barmherziger! Aber Sie haben die gnädige Frau solange vergöttert, bis sie selbst an ihre Göttlichkeit geglaubt hat.

Therese: Ich habe alles nur getan, um es bei der gnädigen Frau aushalten zu können.

Vinzenz: Nein, nein. Wenn mir jemand etwas Menschenunwürdiges zumutet, wehre ich mich dagegen, weil mir meine Menschenwürde um Geld nicht feil ist. Sie haben alles nur getan, um möglichst viel von ihrem Schmucke, von ihren Kleidern, von allem was sie hat, zu erhalten.

Therese: Ich bin ein armes Mädel, ich muß trachten, daß ich mir etwas erwerbe, sobald ich dazu Gelegenheit habe.

Vinzenz: Sie sind ein armes Mädel und haben scharfe Augen für menschliche Schwächen, was? Wie lange sind Sie denn schon bei uns?

Therese: Zwei Jahre wird es bald.

Vinzenz: Solange war freilich noch kein Mädchen bei uns, und so arg hat es dafür auch noch keine getrieben. Einen Götzen haben Sie aus der gnädigen Frau gemacht! Götzendienst haben Sie getrieben, verstehen Sie mich und jetzt kommen Sie und klagen den Götzen an, den Sie sich selbst geformt haben.

Therese: Herr Doktor haben nie gesagt, daß Sie mit mir nicht zufrieden wären und jetzt wäre auf einmal kein gutes Haar an mir!

Vinzenz: Nie etwas gesagt! Als ob ich hier überhaupt etwas zu sagen hätte! Warum haben Sie mir früher nie gesagt, daß der Dienst bei uns Sie derartig hernimmt? Warum? Weil Sie noch zu wenig Schätze eingeheimst hatten!

Therese: Herr Doktor, ich bin ein armes Mädel!

Vinzenz: Ich bin auch einmal ein armer Junge gewesen. Armut entschuldigt nicht alles! Was können Sie anfangen, wenn Sie krank sind? Was soll aus Ihnen werden?

Therese: Sie müssen mich gesund machen, Herr Doktor!

Vinzenz: Ich muß Sie gesund machen?

Therese: Jawohl, Sie sind dazu verpflichtet. Ich habe mich bei Ihnen krank gearbeitet, habe Ihnen meine Gesundheit geliehen und fordere sie nun zurück.

Vinzenz: Mädchen, Sie haben sich bei mir bereichert und ich habe kein Wort dazu gesagt.

Therese: Ich verlange nur, was mir von Rechts wegen gebührt.

Vinzenz: Was kann Ihnen von Rechts wegen gebühren?

Therese: Von Rechts wegen gebührt mir, daß mich die gnädige Frau einen Monat lang pflegt, daß Sie Herr Doktor mich einen Monat lang behandeln und mir außerdem für diesen Monat meinen vollen Lohn ausbezahlen und die Pflegekosten bestreiten.

Vinzenz: Mädchen, diese Brutalität stammt nicht von Ihnen. Wer hat Ihnen geheißen, in solch roher Art Ihre Ansprüche geltend zu machen?

Therese: Mein Bräutigam.

Vinzenz: Ihr Bräutigam? Sie haben einen Bräutigam? Seit wann haben Sie einen Bräutigam?

Therese: Seit ich beim Herrn Doktor bin, aber ich habe kein Wort darüber verlauten lassen dürfen, weil mich sonst die gnädige Frau mit Schimpf und Schande davongejagt hätte. Sie wollte nur ein reines Mädchen um sich haben, das sich nicht einmal in Gedanken mit einem Manne beschäftigt.

Vinzenz: Was man sich nicht erschmeicheln kann, erlügt man sich frech.

Therese: Ach Gott, ich habe in diesem Hause so viel lügen müssen, daß diese harmlose Unwahrheit gar nicht mehr in die Wagschale fällt.

Vinzenz: Und nun wollen Sie heiraten, damit Sie einen anderen Mann weiter belügen können?

Therese: Ich will gesund werden, damit ich heiraten kann. In diesem elenden Zustande kann ich doch nicht heiraten.

Vinzenz: Sie wollen wirklich heiraten, nach dem, was Sie täglich in diesem Hause erlebt haben?

Therese: Ich will auch einmal herrschen, nicht ewig dienen.

Vinzenz: Herrschen! Kennt Ihr Weiber kein anderes Verlangen? — Gehen Sie und sagen Sie alles der gnädigen Frau! Sagen Sie ihr nur alles, auch das von der Pflege!

Therese: Ja glauben Sie denn Herr Doktor, daß ich ein Wort zu Ihnen gesagt hätte, wenn ich mit der gnädigen Frau darüber sprechen könnte? Aber der gnädigen Frau kann ich davon kein Wort sagen, sonst zertritt sie mich bei der ersten Silbe.

Vinzenz: Manchmal wünsche ich, auch so fein zu können wie die gnädige Frau. — Hören Sie! Mit der Pflege durch die gnädige Frau ist es nichts! Zu Ihren Verwandten können Sie gehen, damit bin ich einverstanden.

Therese: Ich habe keine Verwandten.

Vinzenz: Dann müssen Sie mit einem öffentlichen Krankenhause vorlieb nehmen.

Therese: Ich gehe in kein Spital.

Vinzenz: Wohin wollen Sie denn gehen?

Therese: In ein Sanatorium für Nervenkranke.

Vinzenz: Mädchen! Wenn ich nur wie die gnädige Frau sein könnte! Zertreten, zertreten, alles zertreten! In ein Krankenhaus kommen Sie und pasta!

Therese: Herr Doktor, ich kann schweigen und kann reden. Ich weiß viel.

Vinzenz: Ach, hol' Sie der Satan mit Ihren Drohungen! — Schauen Sie, daß Sie weiter kommen! Ich werde für Sie tun, was möglich ist. Kommen Sie mir aber nicht mehr unter die Augen. Mich ekelt Ihr Treiben an.

Therese: Herr Doktor sind ein edler Mann.

Vinzenz: Ich danke für diesen Adel. Bei Euch ist man nur edel, wenn man Euch fortwährend schenkt.

Therese: Herr Doktor, ich möchte auch vielmals um ein schönes Zeugnis bitten. Es ist mein letztes Zeugnis, weil ich ja heirate.

Vinzenz: Fort mit Ihnen, fort!

Therese: Verzeihen Sie es meiner menschlichen Schwäche, Herr Doktor, daß es mir nicht immer ganz gelungen ist, Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Vinzenz: Fort, fort! (Er drängt sie hinaus.)

Zweite Szene.

Vinzenz, Erna.

Vinzenz (sieht, als Therese die Türe öffnet, Frau Erna draußen warten): Aber gnädige Frau, Sie sollten doch nicht da stehen und warten, bis ich Ihnen die Türe öffne!

Erna: Ach, Herr Doktor, eine schlechte Botschaft kommt nie zu spät. (Vinzenz weist ihr einen Platz an.)

Vinzenz: Eine schlechte Botschaft! Wo fehlt es Frau Erna?

Erna: Es ist mein fester Entschluß, den Verkehr mit Barbara aufzugeben.

Vinzenz: Aber das ist doch unmöglich; das kann ja nicht sein!

Erna: Leider ist es dennoch so! Es ist wirklich mein fester Entschluß.

Vinzenz: Frau Erna, diesen Entschluß haben Sie in einem trüben Augenblicke gefaßt. Bei Tageshelle und Sonnenlicht können Sie nicht mehr daran festhalten! Gnädige Frau, Sie sind jetzt die einzige, die Barbara mit den Menschen verbindet. Sie sind meine letzte Hoffnung. Ich kann es nicht glauben, daß mir auch diese Hoffnung genommen werden soll!

Erna: Nach den Qualen, die ich bei meinem letzten Besuche erduldet habe, würde ich lieber alles ertragen als mich mit Barbara wieder versöhnen.

Vinzenz: Barbara hat den Vorfall schon längst vergessen und hat mir gegenüber schon einige Male ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben, daß Sie, gnädige Frau, solange nicht kommen.

Erna: Ach ja, die Schmerzen, die man andern zufügt, fühlt man nicht. Man braucht sie gar nicht zu vergessen, man weiß überhaupt nichts von ihnen.

Vinzenz: Gnädige Frau, unser Stubenmädchen hat sich krank gearbeitet; es wird in den nächsten Tagen unser Haus verlassen. Sie wissen, welche Qual es ist, für Barbara ein neues Mädchen zu suchen. Helfen Sie mir über diese schwere Zeit hinweg! Kommen Sie nur solange noch, bis wir ein neues Stubenmädchen gefunden haben.

Erna: Nein, Herr Doktor, ich kann nicht mehr kommen. Für jede ungebührliche Antwort irgend eines wildfremden Dienstmädchens, das sich um die Stelle bewirbt, müßte ich büßen.

Vinzenz: Berücksichtigen Sie Barbaras Jugendunglück und tuen sie ein gutes Werk.

Erna: Ich kann keine Rücksicht mehr üben. Barbara hat auch auf meine Kinder keine Rücksicht genommen. Die Kinder haben zusehen müssen, wie ihre Mutter gefoltert wird. Die Kinder sind jetzt so verschüchtert und verwirrt, daß sie zu heulen und zittern beginnen, wenn nur der Name „Tante Barbara" ausgesprochen wird. Ich müßte eine Rabenmutter sein, wenn ich jemals noch mit Barbara sprechen würde.

Vinzenz: Erzählen Sie Ihren Kindern nichts von Barbara und kommen Sie allein.

Erna: Dann wird mich Barbara mit den Worten begrüßen: Wo hast Du Deine Kinder? Ich habe Dir befohlen, Deine Kinder mitzubringen. Und ihre Foltereien hätten einen neuen Ausgangspunkt.

Vinzenz: Das erste und das zweite Mal werden Sie das Fernbleiben der Kinder schon zu entschuldigen wissen. Später dann nehmen Sie die Kinder wieder einmal mit und zeigen ihnen, daß die Tante Barbara gar nicht der Wolf ist, für den sie sie halten.

Erna: Sie gehen mir ja nicht mehr zur Tante Barbara.

Vinzenz: Versprechen Sie den Kindern, was Sie wollen, damit sie wieder hingehen; ich kaufe ihnen alles.

Erna: Sie verzichten auf alles, wenn sie nicht zur Tante Barbara gehen brauchen. Der Hans sogar auf seine Eisenbahn, die Grete auf ihr Puppenzimmer. Ich könnte sie ja schließlich durch Schelte und Prügel dazu bringen, mit mir zu gehen. Was wäre aber damit erreicht? Die Heulerei würde hier angehen und Barbara würde mir den Vorwurf machen, daß ich den Kindern Schlechtes über sie erzählt habe und daß die Kinder deshalb sich vor ihr fürchten. Und ihre Foltereien hätten abermals einen neuen Ausgangspunkt.

Vinzenz: Gnädige Frau, können Sie mir nicht raten, was ich mit Barbara beginnen soll, damit sie endlich die Brillen des Hasses abnimmt, wenn sie die Menschen betrachtet?

Erna: Herr Doktor, ich habe Ihnen nur einmal in meinem Leben einen Rat gegeben und habe dafür viele Jahre hindurch schwer büßen müssen. Trotzdem kann ich heute nichts anderes tun, als den Rat wiederholen.

Vinzenz: Und ich kann wieder nichts anderes tun als den Rat nicht befolgen. Was nützt es mir, wenn ich mich von Barbara trenne. In meinem Inneren kann ich mich doch niemals von ihr lossagen. Ich leide jetzt viel durch sie und dann würde ich dreimal soviel leiden.

Erna: Daß gerade die schlechtesten Frauen die treuesten Männer bekommen!

Vinzenz: Ich will ihr helfen, weil ich ihr helfen muß; darin besteht meine Treue. Wenn ich sie sehe oder mich ihrer erinnere, kann ich nichts anderes denken als: Du bist ein herrliches Weib, du darfst nicht zugrunde gehen.

Erna: Wenn Sie, Herr Doktor, die Schönheit ihrer Frau so hoch werten, müssen Sie auch bereit sein, ihr alles zu opfern.

Vinzenz: Ich will nicht opfern, ich will retten. Gnädige Frau, kommen Sie eine Woche nicht, kommen Sie einen Monat nicht, damit Barbara einsehen lernt, daß sie gefehlt und daß sie etwas gut zu machen hat. Doch verlassen Sie uns nicht!

Erna: Hat Barbara schon jemals eingesehen, daß sie gefehlt hat? Noch nie, nicht einmal bei der kleinsten Kleinigkeit. Sie hat immer recht, sie ist die Unfehlbare, sie steht höher als jedes andere Weib, sie ist die Göttin selbst.

Vinzenz: Ich habe diesen Wahn in ihr nicht groß gezogen. Daran sind die Frauen schuld, die sie umgeben haben. Auch Sie, gnädige Frau, kann ich in dieser Hinsicht nicht freisprechen.

Erna: Herr Doktor, ich bin doch von ihr abhängig gewesen. Ich habe alles tun müssen, was sie wollte, weil ich fürchtete, der kleinste Widerspruch könnte meinen Kindern das tägliche Brot entziehen. Ich war ihre Sklavin. Wer wird eine Sklavin für den Hochmut ihrer Herrin verantwortlich machen?

Vinzenz: Man sucht nach Schuldigen und ist gewöhnlich selbst der Schuldigste. Ich habe mich in mir selbst getäuscht. Ich habe gemeint, ein starker Wille sei alles. Und jetzt stehe ich da und muß bekennen, daß der Wille nur der Anfang ist und daß mir die Kraft fehlt, den Willen zur Tat werden zu lassen. Ihre Schönheit hat mich gelähmt.

Erna: Trennen Sie sich von Barbara, Herr Doktor! Nicht für alle Zeiten, nur auf kurze Zeit. Vielleicht ändert ein solcher Schlag Barbaras Wesen.

Vinzenz: Nein, nein, ich kann es nicht! Die Möglichkeiten, die mich dann beständig umgaukeln, würden mich zugrunde richten. Wie, wenn Sie wieder in den Sumpf zurückgeriete? Wie, wenn Sie einen edlen Mann fände,

der sie höher schätzt als ich und der bereit wäre, ihr alles zu opfern! Alles, selbst seinen Beruf. Wie, wenn sie durch einen mächtigen Geist zum Menschentum geführt würde? Ich sollte alledem ohnmächtig gegenüberstehen oder untätig zusehen? Ich sollte mir klar beweisen lassen, daß ich ein Stümper bin im Hassen und im Lieben? Nein, nein! Ich muß bei Barbara ausharren! Barbara muß durch mich gerettet werden, und wenn ich dabei mein Leben einbüßen sollte!

Erna: Herr Doktor, dann dürfen Sie kein Wort sagen, wenn ich Sie jetzt auf immer verlasse.

Vinzenz: Ich habe nur den Willen, ich habe nicht die Macht. Weil ich nicht allein vollenden kann, was ich vollenden muß, suche ich es mit Hilfe meiner Mitmenschen zu vollenden. Gnädige Frau, helfen Sie mir nur noch ein einziges Mal!

Erna: Zuerst muß ich meinen Kindern helfen, dann erst kann ich anderen Menschen helfen. (Sie nimmt aus ihrem Handtäschchen ein Kuvert mit Banknoten) Herr Doktor, ich bitte Sie um unsere Schuldscheine. Da ist die Summe, die wir Ihnen schulden. Ich wäre schon früher damit gekommen, aber ich konnte das Geld nicht eher zusammenbringen.

Vinzenz: Ich kann es nicht fassen! Nur eine Frage, gnädige Frau: Wie sind Sie zu dem Gelde gekommen?

Erna: Ich habe all unseren Schmuck verkauft, ich habe unser Klavier verkauft und alle Einrichtungsstücke, die nicht unbedingt nötig waren. Ich mußte die Kaufsumme zustande bringen! Ich wollte meine Kinder, meinen Mann und mich selbst loskaufen.

Vinzenz: Wie kann man solch ein unmenschliches Opfer bringen! (Er öffnet eine Lade des Schreibtisches und nimmt zuerst einen Revolver und dann die Schuldscheine heraus. Den Revolver legt er auf den Schreibtisch.)

Da ist auch mein Revolver. Er ist zwar mit scharfer Munition geladen, er geht aber niemals los. Fürchten Sie sich nicht, gnädige Frau. — (Er überreicht ihr die Schuldscheine und das Geld.) Da haben Sie Ihre Schuldscheine, gnädige Frau und da nehmen Sie wieder Ihr Geld. Ich lasse Sie nicht ziehen!

Erna: Nein, nein, Herr Doktor! Ich habe eine solche Freude darüber, meine Familie aus Barbaras Krallen befreit zu haben, daß mich der Verzicht auf die Annehmlichkeiten des Lebens nicht im mindesten bedrückt. Wenn es nochmals gelten sollte, eine solche Befreiung ins Werk zu setzen, würde ich selbst davor nicht zurückschrecken, meinen Leib zu verschachern. Meine Kinder waren leibeigen, mein Mann war leibeigen, ich war eine Sklavin und jetzt sind wir frei.

Vinzenz: Ich fange an, Sie zu begreifen, gnädige Frau! Ich würde an Ihrer Stelle wahrscheinlich auch nicht anders handeln; ich ehre Ihren Entschluß. Für mich ist er aber ein harter Schlag. — Weiß denn Ihr Herr Gemahl von allem, gnädige Frau?

Erna: Ich habe ihn nachträglich davon verständigt; er ist vollkommen einverstanden. Morgen kehrt er von seiner Dienstreise zurück und da können sich Herr Doktor von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen.

Vinzenz: Gnädige Frau, Sie sind eine Heldin, wenn sich auch Ihr Heldentum gegen mich richtet. — Leben Sie wohl, gnädige Frau. Ich danke Ihnen für Ihre jahrelange Freundschaft und für Ihre Geduld mit Barbara.

Erna: Zu danken habe nur ich. Es schmerzt mich tief, Herr Doktor, daß ich Ihnen all Ihre Güte nicht vergelten kann. Leben Sie wohl, Herr Doktor!

Vinzenz (begleitet sie bis zur Türe. Dann bleibt er sinnend stehen): Vinzenz, bedenke, was Du verloren hast und was Du gewinnen wirst!

Dritte Szene.

Vinzenz, Adolf.

Adolf (kommt vom Vorzimmer herein. Vinzenz bemerkt ihn erst, als er zu sprechen beginnt): Grüße Dich Gott, Vinzenz!

Vinzenz: Rede kein Wort! Kein Wort! Ihr habt Euch gegen mich verschworen! Zuerst das Dienstmädchen, dann die Frau Erna und schließlich Du! Sage nicht, was Du sagen willst, ich will kein Wort hören.

Adolf: Mein Entschluß ist unerschütterlich, ich muß ihn Dir mitteilen. Nach den Ereignissen bei Eurem letzten Besuche, wirst Du es begreiflich finden, daß ein Verkehr zwischen unseren Familien ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Vinzenz: Höre mich an! Was soll ich Dir nur sagen? Ich möchte brüllen, brüllen vor Schmerz und Wut. — Ich begreife Deinen Entschluß. Ich begreife alles und begreife nichts. Ich bin schon jenseits allen Begreifens. Ich weiß wie hart Dich der Vorwurf Deiner Familie getroffen haben wird. Aber höre auch mich an. Wir kennen einander, seit wir auf der Welt sind. Wir haben einander nichts zu verbergen. Ich habe niemand mehr, vor dem ich weniger zu verbergen hätte als vor Dir! Das Stubenmädchen hat gekündigt, Frau Erna hat ihre Schulden gezahlt und verläßt uns, alle Menschen ziehen sich vor mir zurück, als ob ich der ärgste Verbrecher wäre und Du willst mich in der größten Not verlassen?

Adolf: Die ganze Welt hast Du verlassen. Warum verläßt Du dieses Weib nicht?

Vinzenz: Ich kann sie nicht verlassen. Sie ist so wunderschön, es schlummert so viel Edles in ihr, daß ich mit ihr siegen oder mit ihr zugrunde gehen muß. Nach mir soll niemand dieses herrliche Geschöpf in seine Gewalt bekommen. Ich kann sie nicht verlassen.

Adolf: Vinzenz, Du bist verblendet.

Vinzenz: Ich habe keinen Lebenszweck mehr als sie. Das Leben hat mir nur die eine Aufgabe gestellt, aus Barbara einen guten Menschen zu machen und diese einzige Aufgabe soll ich nicht lösen können?

Adolf: Wunder kannst auch Du nicht wirken.

Vinzenz: Ich habe ja schon einsehen müssen, daß ich allein diese Aufgabe nicht lösen kann. Ich bedarf Eurer Hilfe! Barbara muß vor allem sehen, daß ihre Bemühungen anerkannt werden und daß Ihr der verlorenen Tochter auf halbem Wege entgegenkommt.

Adolf: Wir sind ihr wohl den ganzen Weg entgegen gegangen.

Vinzenz: Was nützt es aber, wenn ich ihr fortwährend von den guten Herzen der Menschen erzähle und jeder, der ihr begegnet, den Stein der Vergangenheit nach ihr wirft.

Adolf: Es ist so schwer mit Barabara zu reden. Sie untersucht jedes Wort mit der Lupe, ob es nicht doch eine Spitze gegen sie enthält. Dieses Mißtrauen sitzt tief in ihrem Herzen als leiseste Spur ihres Schuldbewußtseins.

Vinzenz: Reden wir jetzt nicht von Schuld. Barbara ist kinderlos geblieben. Wenn sie Mutter wäre, wäre sie um ihrer Kinder willen längst zu den Menschen zurückgekehrt.

Adolf: Ich danke Gott, das sie kinderlos geblieben ist, denn der Schatten der Mutter würde die unschuldigen Kinder Zeit ihres Lebens verfolgt haben.

Vinzenz: Ihr seid in Eurem Unverstande unmenschlich grausam und ich kann nicht mehr gegen all die Trägheit, Gleichgiltigkeit, Bosheit und all den Unverstand kämpfen. Was bin ich gewesen und was bin ich geworden! Sie duldet kein Buch mehr in meinem Hause, ich füge mich drein. Ich finde keine Gesellschaft für sie, sie steht

außerhalb jeder Gesellschaft und ich sage, es muß so sein. Anfangs war ich froh, wenn ich gegen alle kämpfen konnte; jetzt will ich nichts als Ruhe, nur ein bißchen Ruhe zum Atemholen.

Adolf: Du, Vinzenz, je älter man wird, desto öfter ertappt man sich bei dem Gedanken, es wäre besser gewesen, man hätte nie ein Weib gesehen.

Vinzenz: Wenn ich nur ein Ziel sähe, nach dem ich steuern könnte! Was will ich noch auf Erden? Die Wissenschaft hat mich nie restlos befriedigt, das Geldverdienen auch nicht. Was soll ich noch auf Erden, wenn es mir nicht gegönnt ist, ihr diesen Menschenhaß zu nehmen und sie zur Menschenliebe zu bekehren.

Adolf: Die ganze Menschheit möchtest Du ändern, um der einen zu helfen.

Vinzenz: Bei Gott, das wollte ich und will es noch. Man muß durch die bitterste Not gezwungen werden, die Menschen aufzurütteln und ihnen einen neuen Weg zu weisen. Das Unglück des einzelnen wird dann zum Glück aller anderen. Sonst kommt die Menschheit nicht aufwärts. Ich will ihnen zeigen, daß Barbara ein guter Mensch werden kann.

Adolf: Ich dächte, Du hättest schon Erfahrung genug, wie weit Du Barbara bringen kannst.

Vinzenz: Erfahrungen? Erfahrungen gelten nur solange bis man neue Erfahrungen macht. (Er meint plötzlich, Barbara vor sich zu sehen) Still, Adolf, still! — Wie kamst Du nur so unbemerkt herein, Barbara? Ich habe doch immer auf die Türe gesehen? (Erregter) Rede doch! Starre mich nicht so an! Barbara, rede!

Adolf (rüttelt Vinzenz): Vinzenz, Bruder, was ist Dir denn? Es ist ja niemand da!

Vinzenz: Ja, ja, ich sehe jetzt auch niemand. Es ist wirklich niemand da. Ich leide in letzter Zeit an solchen

Einbildungen. Sie verfolgt mich, wenn sie auch nicht da ist. Ich kann ihr nicht entrinnen.

Adolf: Ich fürchte, Vinzenz, Du wirst noch krank werden.

Vinzenz: Man könnte sich darüber nicht wundern. Alles ist gegen mich, nirgends finde ich eine Stütze und meine Kraft ist im abnehmen.

Adolf: Ich bin immer treu zu Dir gestanden, Vinzenz. Während wir studiert haben, haben wir uns gegenseitig fortgebracht. Wir waren eins, bis diese Frau gekommen ist. Ich kann nicht gegen meine Familie sein, genau so wie Du nicht gegen Barbara sein kannst. Wir haben immer aufrichtig und redlich miteinander gelebt, nun lasse uns ebenso aufrichtig von einander scheiden.

Vinzenz: Adolf, sei nicht voreilig, sei verständig. Habe nur noch eine Weile Geduld!

Adolf: Ich habe nur mein Familienleben, sonst habe ich nichts. Ich habe mit meiner Frau sechsundzwanzig Jahre in Ruhe und Frieden gelebt. Ich muß trachten, die Erinnerung an Euren letzten Besuch verblassen zu lassen. An einen verwandtschaftlichen Verkehr ist nicht mehr zu denken. Wer den besseren Weg gewählt hat, ist jetzt nicht zu erkennen. Ich hoffe, daß Du es bist!

Vinzenz: Es bleibt mir nichts erspart; ich muß den Kelch bis auf den Grund leeren. Ich kämpfe weiter, Adolf! Lebe wohl! Auf Wiedersehen nach dem Siege! (Sie reichen einander die Hände. Adolf geht rasch fort. Als er verschwunden ist, eilt Vinzenz zur Türe und ruft ihm hilflos wie ein Kind nach) Adolf! Adolf! — Er hat mich wirklich verlassen. (Er heult auf) Schäme dich, alter Esel. Das Weinen ist nur für Kinder erfunden worden! (Er geht zum Schreibtisch, sieht den Revolver, ergreift ihn, setzt ihn an die Stirne und legt ihn wieder weg.) Nein! Ich kämpfe bis ans Ende.

Vierte Szene.

Vinzenz, Barbara.

B a r b a r a (tanzt in wilder Lust herein. Sie umarmt Vinzenz stürmisch und küßt ihm. Vinzenz macht sich rasch los): Vinzenz, wir sind am Ziele! Wir sind allein!

V i n z e n z: Ja, ja, wir sind allein.

B a r b a r a: Wir sind frei!

V i n z e n z: Warum sind wir frei?

B a r b a r a: Weil uns niemand mehr hindert, die Insel der Seligen zu suchen und weil uns niemand mehr dahin verfolgt.

V i n z e n z: Wir sind verlassen!

B a r b a r a: Ich hätte am liebsten den Jungen geküßt, weil er mich nicht gegrüßt hat.

V i n z e n z: Von welchem Jungen sprichst Du?

B a r b a r a: Von Deinem Neffen Heinz, liebster Vinzenz.

V i n z e n z: Der Heinz hätte Dich nicht mehr gegrüßt? Barbara, Du wirst Dich geirrt haben.

B a r b a r a: Ich irre mich nicht. Er hat mich erblickt, ist auf mich zugegangen, hat mir fest in die Augen gesehen und mich mit unverhohlener Freude nicht gegrüßt. Der liebe junge Heinz, der Freudenbringer!

V i n z e n z: Ich habe dem Jungen so viele Wohltaten, freudig, aus innerem Drange erwiesen, daß ich an eine solche Undankbarkeit nicht glauben kann.

B a r b a r a: Er hat Dir Deine Wohltaten tausendfach vergolten. Er hat meine kühnsten Träume verwirklicht. Ich habe geglaubt, ich müsse die Gesellschaft vernichten, um an mein Ziel zu kommen und nun ziehen sie sich selbst zurück. Vinzenz, ich freue mich!

V i n z e n z: Wie soll ich leben, wenn alle mich verlassen?

B a r b a r a: Niemand verläßt Dich, denn ich bleibe bei Dir.

V i n z e n z: Du bist mir viel, Barbara, unsagbar viel, aber a l l e s, alles doch nicht!

Barbara (drohend): Ich bin Dir alles, Vinzenz. Ich muß Dir alles sein!

Vinzenz (ausweichend): Wie meinst Du das eigentlich mit der Insel?

Barbara: Du sollst Deinen Beruf aufgeben, da Du schon genug an Gütern erworben hast. Du sollst Dich mit mir in eine ländliche Gegend zurückziehen. Dort wollen wir für einander leben. Dort wollen wir meinen Mädchentraum Wirklichkeit werden lassen, liebster Vinzenz!

Vinzenz: Barbara, Du scheinst krank zu sein!

Barbara: Ich habe mich noch nie so wohl und siegesbewußt gefühlt wie heute. Verlasse die Menschen, Vinzenz! Sie sind nicht wert, daß man für sie lebt. Sorge Dich nicht mehr um sie! Gib diesen häßlichen Beruf auf!

Vinzenz: Sage liebste Barbara, möchtest Du Deine Schönheit entbehren?

Barbara: Nein Vinzenz! Solange ich lebe und selbst im Tode will ich noch schön sein!

Vinzenz: Natürlich, weil Du dazu berufen bist, schön zu sein. Und genau so wenig, wie Du Deine Schönheit entbehren kannst, kann ich meine Tätigkeit entbehren. Ich muß arbeiten, sonst lebe ich nicht.

Barbara: Ich bitte Dich, gib Deinen Beruf auf! Versuche es nur, Deine Sorge um die Menschen aufzugeben und Dein Leben mir zu weihen. Vinzenz, begreifst Du nicht, daß ich Dich liebe?

Vinzenz (verbirgt seinen Unmut dadurch, daß er eine Zeitung ergreift und zu lesen beginnt).

Barbara (nimmt die Hundspeitsche von der Wand, streichelt sie und sagt): Mein armer Bello hat sterben müssen. Mein armer Bello, der immer bei mir war und niemals zu anderen Menschen gegangen ist. Mein armer treuer Bello hat sterben müssen. Er erwartet mich im Para-

dies. (Sie legt die Hundspeitsche neben sich auf den Divan.) Vinzenz, das Paradies ist uns nahe. Hörst Du es nicht klingen? Die Ströme rauschen Musik. Die Blumen duften Liebe. Vinzenz, lasse uns das Paradies suchen gehen. Vinzenz, reiche mir die Hand, ich führe Dich ins Paradies.

Vinzenz (hält die Zeitung in der Hand und schaut verständnislos drein).

Barbara (reißt ihm die Zeitung aus der Hand und wirft sie weg): Vinzenz, ich liebe Dich! Was liest Du von anderen Leuten, wenn ich Dich ins Paradies führen will? Vinzenz, ich liebe Dich!

Vinzenz: Heute bin ich zu einer alten Frau gerufen worden, deren Krankheit ich nicht erkennen konnte. Sie sah aus wie ein Mädchen mit weißen Haaren. Lasse uns nachsehen, wie dieser Frau zu helfen wäre! (Er nimmt ein Buch und beginnt darin zu blättern. Währenddessen wirft Barbara alle Bücher, die auf dem Schreibtische sind, in den Papierkorb. Schließlich reißt sie auch Vinzenz das Buch aus der Hand und wirft es zu den übrigen.)

Barbara: Die Bücher lenken Deine Gedanken von mir ab. Ich muß Dein Sehnen und Denken sein. Du sollst mit mir auf die Insel der Seligen wandern. Vinzenz, kehren wir ins Paradies zurück. Vinzenz, ich liebe Dich!

(Vinzenz wird durch das Telephon angerufen.)

Vinzenz: Gewiß gnädige Frau, ich bin es selbst. — Ja! — Jede Aufregung ist zu vermeiden. Reden Sie mit der Kranken unbefangen von heiteren Angelegenheiten. — Seien Sie vollkommen ruhig. Ich komme sofort.

Barbara: Was wollen die Bestien von Dir?

Vinzenz: Frau Rike geht ihrer schweren Stunde entgegen.

Barbara: Frau Rike, die schöne, junge Frau?

Vinzenz: Ja, die schöne, junge Frau!

Barbara: Vinzenz, Du darfst nicht zu ihr gehen.

Vinzenz: Ich muß aber zu ihr gehen! Sie hat so viel Vertrauen zu mir. Ich habe sie schon als Kind, als Mädchen behandelt, sie ist förmlich unter meinen Händen aufgewachsen. Es ist meine Pflicht, ihr in der schwersten Stunde ihres Lebens beizustehen.

Barbara: Liebster Vinzenz, Du darfst nicht zu ihr gehen!

Vinzenz: Barbara bedenke, daß zwei Menschenleben in Gefahr geraten, wenn ich ihr meine Hilfe versage.

Barbara: Es gibt noch andere Ärzte.

Vinzenz: Die sie nicht kennen und zu denen sie kein Vertrauen hat. Denke nur daran, es ist ihre erste Niederkunft. Sie ist an das Natürliche des Vorganges noch nicht gewöhnt, sie ist voll Scham und Zaghaftigkeit. Ich muß zu ihr!

Barbara: Vinzenz, solange ich lebe, gehst Du nicht zu ihr.

Vinzenz: Barbara, zwinge mich nicht, Gewalt anzuwenden.

Barbara: Ich lasse Dich nicht fort, Vinzenz. Ich habe Dich soeben mühselig errungen und soll Dich in demselben Augenblicke wieder verlieren?

Vinzenz: Du verlierst mich doch nicht. Ich erfülle eine Berufspflicht, ruhig, ohne jedes leidenschaftliche Empfinden.

Barbara: Sie ist schön und jung! Ich könnte Dich auf dieselbe Art verlieren, wie ich Dich gewonnen habe.

Vinzenz: Weib, gib mir den Weg frei. Jeder Augenblick ist kostbar!

Barbara: Vinzenz, diese Frau darfst Du nicht mehr sehen!

Vinzenz: Gib mir den Weg frei, Weib, ich bitte Dich zum letztenmale. Es handelt sich um zwei Menschenleben. Ich habe Dir alles geopfert, alle meine Freuden

und Leiden. Menschenleben aber opfere ich Dir nicht. Lasse mich fort. (Er dringt auf sie ein; sie drängt ihn zurück.)

Barbara: Nein, nein, niemals!

Vinzenz (dringt abermals auf sie ein; sie drängt ihn wieder zurück): Gib mir den Weg frei, Weib!

Barbara: Nein, nein, niemals!

Vinzenz: Lasse mich fort! (Er dringt nochmals auf sie ein; jetzt drängt er sie zum Divan. Sie fällt auf den Divan, fühlt die Peitsche in ihrer Hand, rafft sich wieder auf und schwingt sie drohend gegen Vinzenz.)

Barbara: Nein, nein! Und wenn ich Dich erschlagen müßte!

Vinzenz (weicht zurück, kommt mit einer Hand auf den Schreibtisch und erfaßt den Revolver. Als Barbara zum Schlage ausholt, erschießt er sie).

Barbara (sinkt sterbend um und ruft erschütternd): Vinzenz, ich liebe Dich! (Dann stirbt sie.)

Vinzenz (nimmt alle Kraft zusammen und schreitet über Barbara hinweg dem Ausgange zu).

Ende.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Dem Lichte entgegen!
Satirische Komödie in 3 Akten.

Glück ohne Ruh.
Lustspiel in 4 Akten.

Die Gasse zum Hügel.
Schauspiel in 4 Akten.

Lautenspiel und Fegerei.
Schauspiel in 4 Akten.

Druck: R. Zacharias, Magdeburg-N.